

Die Abenteuer Gordon Pym's

- Vorwort
- Kapitel I: Ein Vorabenteuer
- Kapitel II: Das Versteck
- Kapitel III: Der tolle Hund
- Kapitel IV: Die Meuterei
- Kapitel V: Der Brief
- Kapitel VI: Eine Hoffnung
- Kapitel VII: Pläne
- Kapitel VIII: Das Gespenst
- Kapitel IX: Der Kampf um die Lebensmittel
- Kapitel X: Das geheimnisvolle Schiff
- Kapitel XI: Die Flasche Portwein
- Kapitel XII: Das kleinste Holz
- Kapitel XIII: Endlich!
- Kapitel XIV: Auf der ›Jane Guy‹
- Kapitel XV: Dem Südpol zu
- Kapitel XVI: Neue Menschen
- Kapitel XVII: Das Dorf
- Kapitel XVIII: Der Erdrutsch
- Kapitel XIX: Der Kampf
- Kapitel XX: Das Labyrinth
- Kapitel XXI: Die Flucht
- Kapitel XXII: Der weiße Riese
- Nachbemerkungen

Vorwort

Als ich vor einigen Monaten — nach seltsamen Abenteuern in der Südsee und in anderen Zonen — in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, geriet ich in Richmond zufällig in eine Gesellschaft von Herren, welche sich für die Gegenden, die ich durchschiffte hatte, lebhaft interessierten und mich inständigst baten, ja, es für meine Pflicht erklärten, die Erzählung meiner Abenteuer dem Publikum zugänglich zu machen. Doch ich hatte mehrere Gründe, dies nicht sogleich zu tun, von denen einige ganz privater Natur waren und nur mich allein betrafen; die größten Bedenken erregte mir jedoch der Umstand, daß ich, der ich während des größeren Theiles der Reise kein Tagebuch geführt hatte, nicht imstande gewesen wäre, aus dem Gedächtnis eine genaue und zusammenhängende Reisebeschreibung zu liefern, die so wahrscheinlich klänge, wie es im Interesse der Wahrheit zu wünschen war, und die Vermutung nicht aufkommen ließe, eine starke Phantasie habe dem Erzähler manche Dinge wohl in zu grellem Lichte gezeigt. Ein anderer Grund war der, daß die Begebenheiten, welche ich zu erzählen hatte, wirklich zu wunderbarer Natur waren, und ich, da ich mich nur auf das Zeugnis eines einzigen Mannes, der noch dazu ein ungebildeter Indianer war, stützen konnte, bloß bei meiner Familie und ein paar Freunden, die seit meiner Jugend meinen realen Sinn kannten, Glauben zu finden hoffen durfte, — daß das Publikum im allgemeinen jedoch meine Erzählung für eine ziemlich unverschämte Erfindung halten würde. Dazu kam noch ein gewisses Misstrauen, das ich in meine schriftstellerische Fähigkeit setzen mußte, und, wie gesagt, eine Menge privater Gründe, die mich abhielten, der Aufforderung einer Veröffentlichung nachzukommen.

Unter den Herren, die das größte Interesse an meinen Erzählungen, besonders an dem Teil derselben hatten, der sich auf den Antarktischen Ozean bezieht, befand sich auch

Herr E. A. Poe,, der frühere Herausgeber des ‚Southern Literary Messenger‘, einer Monatsschrift des Herrn Thomas W. White in Richmond. Er riet mir besonders dringend, möglichst bald einen genauen Bericht meiner Erlebnisse herauszugeben und dem gesunden Menschenverstand des Publikums zu vertrauen; werde das Buch auch ungeschickt geschrieben, so könne es dadurch doch nicht verlieren, die Ungeschicklichkeit werde im Gegenteil eher behilflich sein, mir Glauben zu verschaffen. Da ich mich jedoch trotz all seiner Vorstellungen noch immer nicht zu einer Herausgabe entschließen konnte, bat er mich, den ersten Teil meiner Abenteuer in eigener Fassung in dem ‚Messenger‘ als Erfindung herausgeben zu dürfen. Ich willigte ein und stellte nur die Bedingung, daß mein Name unerwähnt bleibe. Zwei Teile der angeblich erfundenen Erzählung erschienen denn auch im Januar und Februar 1837 im ‚Messenger‘ und zwar, um die Vorspiegelung, es handele sich um Erfindungen, vollständig zu machen, unter dem Namen des Herrn E. A. Poe.

Die Art und Weise, in der man nun diese beiden Teile aufgenommen, bestimmte mich schließlich doch, an eine regelrechte Beschreibung und Herausgabe der Abenteuer zu gehen. Denn ich hatte gemerkt, daß das große Publikum — trotz des Anscheins des Erfundenen, den Herr E. A. Poe den im ‚Messenger‘ erschienenen Bruchteilen, ohne auch nur eine einzige Tatsache zu entstellen oder zu übertreiben, gegeben hatte, — doch nicht geneigt war, die ganze Sache für eine Fabel zu halten. Herr E. A. Poe erhielt z. B. mehrere Briefe, deren Schreiber offenbar vom Gegenteil überzeugt waren. Ich schloß daraus, daß die Tatsachen, die ich mitzuteilen hatte, der Art seien, daß man sie um ihrer selbst willen glauben könne, und daß ich nicht Gefahr laufe, durch die allgemeine Ungläubigkeit geärgert zu werden.

Nachdem ich diese Vorbemerkungen gemacht habe, bleibt mir nur übrig, noch einmal zu erwähnen, daß, wie gesagt, nicht alles, was folgt, meiner Feder entstammt, daß jedoch Herr E. A. Poe, der die ersten Seiten der Abenteuer geschrieben, auch nicht eine Tatsache verändert oder entstellt hat. Selbst für die Leser, welche den ‚Messenger, nicht gelesen haben, ist es unnötig, das Kapitel zu bestimmen, an dem meine Erzählung beginnt, ein jeder wird den Unterschied im Stil leicht bemerken.

New York, im Juli 1838. G. Pym.

Kapitel I: Ein Vorabenteuer

Ich heiße Gordon Pym. Mein Vater war ein ehrenwerter Mann und betrieb zu Nantucket, wo ich geboren wurde, einen Handel in Schiffseinrichtungsgegenständen. Mein Großvater mütterlicherseits war Advokat und hatte einen großen Klientenkreis. Außerdem spekulierte er erfolgreich und erwarb sich ein ziemlich beträchtliches Vermögen. Er war mir, glaube ich, mehr als irgend jemand anderem auf der Welt zugetan, und ich durfte erwarten, bei seinem Tode den größten Teil seiner Güter zu erben. Als ich sechs Jahre alt war, schickte er mich in die Schule des alten Herrn Ricketts, eines Herrn, der nur einen Arm und ziemlich exzentrische Manieren hatte und jedem, der einmal New Bedford besucht hat, wohlbekannt ist. Ich blieb bis zum siebzehnten Jahre unter seiner Obhut und besuchte dann die Akademie des Herrn E. Ronald. Hier wurde ich mit dem Sohne des Herrn Barnard bekannt, eines Seekapitäns, der im Auftrage der Firma Vredenburg fuhr; Herr Barnard ist ebenfalls in New Bedford gut bekannt und hat viele Verwandte in Edgarton. Sein Sohn hieß August und war fast zwei Jahre älter als ich. Er war einmal mit seinem Vater auf der Walfischjagd gewesen und konnte mir nicht genug von seinen Seeabenteuern erzählen. Ich brachte manchmal ganze Tage, ja, ganze Nächte bei ihm zu. Wir schliefen in demselben Bett und schlossen oft bis zum Tagesanbruch kein Auge, weil er kein Ende finden konnte, mir die Eingeborenen von Tinian und anderen Inseln, die er besucht, zu schildern. Ich begann, mich nach und nach für seine Erzählungen zu interessieren, bis ich denn schließlich nichts lebhafter wünschte, als Seemann zu werden. Ich kaufte mir für fünfundsiebzig Dollar ein kleines Segelboot, den ›Ariel‹, ein Halbverdeck, das ohne Überlastung wohl zehn Personen fassen konnte. Mit diesem Boot

nun machten wir die tollsten Streiche von der Welt, und wenn ich mich jetzt an dieselben erinnere, wundere ich mich nur, daß ich noch am Leben bin.

Ich möchte eines dieser Abenteuer meiner längeren und wichtigeren Erzählung als Einleitung voranschicken. Herr Barnard gab eines Abends eine Gesellschaft, an deren Schlusse August und ich nicht wenig bezechet waren, so daß ich, wie meistens in solchen Fällen, vorzog, über Nacht bei ihm zu bleiben, statt nach Hause zu gehen. Er begab sich ziemlich ruhig zu Bett, und auch ich war nach Verlauf einer halben Stunde gerade dabei, sanft einzudämmern, als er plötzlich wieder vom Bett aufstand und mit einem schrecklichen Fluche schwor, daß kein Gordon Pym in der ganzen Christenheit ihn bewegen könne zu schlafen, wenn eine so glorreiche Brise aus Südwest wehe. Ich erstaunte höchlichst, denn ich konnte mir gar nicht erklären, was er eigentlich wollte, und glaubte, der reichliche Wein- und Liqueurgenuß habe ihn so außer sich gebracht. Er sprach jedoch plötzlich ganz ruhig weiter: Ich halte ihn wohl für betrunken, doch sei er nie in seinem Leben nüchterner gewesen. Er sei es aber leid, in einer so wundervollen Nacht wie ein Hund schlafend zu liegen, er werde jetzt aufstehen, sich anziehen und auf dem Boote »Spaß machen«. Ich weiß nicht, welcher böse Geist plötzlich Besitz von mir ergriff: kaum waren die Worte seinem Munde entflohen, so war auch ich der Meinung, daß seine wahnwitzige Idee der köstlichste und vernünftigste Vorschlag von der Welt sei. Es war fast stürmisch draußen und das Wetter sehr kalt, denn wir befanden uns gegen Ende Oktober.

Ich sprang jedoch dessenungeachtet in einer Art von Ekstase aus dem Bette, schrie, daß ich ebenso tapfer sei wie er und ebensowenig geneigt, wie ein Hund die Nacht durchzuschlafen, und ebenso, wie jeder August Barnard in Nantucket, zu jeden Uik auf einem Boote bereit.

Mit Windesschnelle fuhren wir in unsere Kleider und eilten hinaus. Der »Ariel« lag auf der alten, verfallenen Werft von Pankey & Co. August sprang hinein und schöpfte ihn aus, denn er war fast halbvoll Wasser. Als dies getan war, richteten wir die Segel und steuerten kühn in die See hinaus.

Es blies ziemlich stark aus Südwest, die Nacht war klar und kalt; August saß am Steuer, ich stand auf Deck am Segel. Wir flogen ziemlich rasch dahin, keiner von uns hatte, seit wir das Schiff von der Werft losgelöst, ein Wort gesprochen. Ich fragte meinen Gefährten nach einiger Zeit, wohin er denn eigentlich steuern wolle und wann wir wieder zurückkehren würden. – Er piffte ein paar Minuten lang vor sich hin und antwortete mir dann ganz trocken: »Ich fahre auf die See hinaus, du kannst ja nach Hause zurückkehren, wenn du willst!« Ich sah ihn erstaunt an und bemerkte, daß er trotz seiner angenommenen Gleichgültigkeit im höchsten Grade erregt war. Ich konnte ihn, da der Mond hell schien, deutlich sehen, sein Gesicht war bleicher als Marmor, und seine Hand zitterte so stark, daß er nur mit Mühe das Steuer halten konnte. Ich empfand, daß er irgend etwas falsch gemacht haben mußte, und geriet in große Unruhe. Mir selbst war die Führung eines Bootes damals noch fast vollständig unbekannt – ich war auf die Geschicklichkeit meines Freundes angewiesen. Der Wind hatte auch plötzlich an Heftigkeit zugenommen, und wir bewegten uns in gerader Linie immer tiefer ins Meer hinaus, doch schämte ich mich, irgendwelche Befürchtungen zu äußern, und schwieg noch eine weitere halbe Stunde lang. Dann jedoch konnte ich mich nicht länger bezwingen und stellte meinem Freunde vor, es sei nun doch Zeit, an die Rückfahrt zu denken. Wieder verging fast eine Minute, ehe er mir antwortete oder vielmehr meinen Vorschlag verstanden zu haben schien. »Hat noch Zeit - hat noch Zeit!« sagte er endlich, und obwohl ich eine ähnliche Antwort erwartet hatte, erfüllte mich der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, mit unaussprechlichem Schrecken. Ich blickte ihn wieder an und bemerkte, daß seine Lippen totenbleich waren, und seine Knie so heftig schlotternd gegeneinanderschlugen, daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhielt. »Um Gottes willen, August«, rief ich aus, »was fehlt dir? Was ist denn vorgefallen? Was machst du denn da?« »Vorgefallen?« lallte er, offenbar aufs höchste überrascht, ließ im gleichen

Augenblick das Steuer fahren und fiel selbst der Länge nach ins Boot zurück. »Vorgefallen? Nichts ist vorgefallen ... wir fahren ... nach Hause ... siehst ... siehst du denn nicht?« Nun erkannte ich plötzlich die ganze fürchterliche Wahrheit. Er war betrunken ... vollkommen betrunken, und konnte weder stehen, noch gehen, noch sehen. Seine Augen waren ganz verglast. Ich riß ihn vom Boden empor, doch er fiel gleich wieder wie ein Balken in die Wassertümpel auf dem Boden des Bootes. Er hatte offenbar während des Abends viel mehr getrunken als ich geglaubt, und sein Betragen im Bette war nur das Resultat einer besonders hochgradigen Trunkenheit gewesen, welche – gleich einer gewissen Art Irrsinn – zuläßt, daß die Opfer eine Zeitlang wie ein vollständig vernünftiger Mensch reden und handeln können. Die kalte Nachtluft hatte die Trunkenheit dann zum Ausbruch gebracht und die schattenhafte Erkenntnis unserer gefährlichen Lage nur dazu beigetragen, die Katastrophe zu beschleunigen. Er war nun vollständig unzurechnungsfähig und konnte allem Anschein nach erst nach Ablauf mehrerer Stunden zu sich kommen.

Es ist fast unmöglich, sich eine Vorstellung von meinem grenzenlosen Entsetzen zu machen. Der letzte Rest von Rausch war verschwunden, und die Ernüchterung machte mich doppelt furchtsam und unentschlossen. Ich wußte, daß ich vollständig unfähig war, ein Boot zu lenken, und daß der Sturm und die starke Ebbe uns unaufhaltsam dem Verderben entgegentrieben. Wir hatten weder einen Kompaß bei uns noch Lebensmittel, und bei der Schnelligkeit, mit der das Boot vorwärtsschoß, war es unausbleiblich, daß wir bei Tagesanbruch die Küste aus dem Gesichte verloren hatten. Solche und ähnliche angstvolle Gedanken durchsausten mit rasender Schnelligkeit mein Gehirn und machten mich eine Zeitlang zu jeder Handlung unfähig. Das Boot lief mit entfaltetem Segeln gerade vor dem Winde, der Bug war vollständig in Schaum begraben, und ich erwartete jeden Augenblick, daß es beidrehen werde, da August, wie ich schon sagte, das Steuer losgelassen, und ich in meiner Aufregung nicht fähig war, es wieder an mich zu nehmen. Glücklicherweise hielt es stand, und ich erlangte nach und nach meine Geistesgegenwart zurück. Der Sturm nahm jedoch in beängstigender Weise zu, und jedesmal, wenn unser Schiff von einem Absturz nach vorne wieder in die Höhe schnellte, schlugen die Wellen über dem hinteren Teil des Schiffes zusammen und durchnäßten uns. Alle meine Glieder waren bald vor Kälte so erstarrt, daß ich die Bewegungsfähigkeit schwinden fühlte. Da raffte ich mich voller Verzweiflung zu einer letzten Anstrengung auf, stürzte auf das Hauptsegel zu und löste es, soweit ich konnte, vom Maste. Es flog sofort über Bord, wurde vom Wasser durchtränkt, riß, wie ich erwartet, den Mast mit sich fort und rettete uns dadurch vor dem sofortigen Untergang. Wir glitten jetzt langsamer vor dem Winde hin, mußten zwar noch immer Wasserstürze ertragen, waren jedoch in etwa von der Gefahr befreit, jeden Augenblick von den Wellen verschlungen zu werden. Ich ergriff das Steuerruder und atmete ein klein wenig freier, als ich mir sagte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei. August lag noch immer bewußtlos auf dem Boden des Bootes, und ich bemerkte, daß er in Gefahr war zu ertrinken, denn das Wasser stand im Schiffe fast einen Fuß hoch. Ich richtete ihn mit vieler Mühe teilweise empor und erhielt ihn in sitzender Lage, indem ich ein Tau um seine Brust schlang und dieses an einem der Ringe, die in ziemlicher Höhe im Boote angebracht waren, befestigte. Nachdem ich auf diese Weise alles, so gut es mir in meiner Aufregung, meinem halberfrorenen Zustande möglich war, hergerichtet hatte, befahl ich mich dem Himmel, fest entschlossen, alles, was auch kommen möge, mit möglichstem Mute zu ertragen.

Kaum hatte ich diesen Gedanken zu Ende gedacht, so erscholl plötzlich ein lautes, langes, gellendes Geschrei, welches wie das Geheul eines ganzen Heeres von Teufeln die Luft zu durchfahren schien. Nie, so lange ich lebe, werde ich das Entsetzen vergessen können, das in diesem Augenblick über mir zusammenschlug. Mein Haar sträubte sich, ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern erstarrte, mein Herz stockte, und ohne meine Augen erheben zu haben, um die Ursache der schauerlichen Töne zu erkennen, fiel ich kopfüber und bewußtlos über den Körper meines Gefährten.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der Kajüte eines Walfischfängers, des ›Pinguin‹, der sich auf der Fahrt nach Nantucket befand. Mehrere Personen standen bei mir, und August, bleicher als der Tod, war eifrig beschäftigt, mir die Hände zu reiben. Als er sah, daß ich die Augen aufschlug, kannten seine Dankbarkeits- und Freudenausbrüche keine Grenzen und entlockten den rauhen Seeleuten, die zugegen waren, abwechselnd Tränen und Gelächter. Das Geheimnis unserer Rettung war nun bald aufgeklärt. Wir waren von dem Walfischfänger, der mit vollen Segeln, im rechten Winkel zu der Richtung unserer Schiffes, also auf Nantucket, lossteuerte, überrannt worden. Auf dem Auslug hatten allerdings ein paar Männer gestanden, doch bemerkten sie uns erst, als es für uns zu spät war, dem Stoße auszuweichen. Ihre Warnungsrufe waren das Geschrei gewesen, das mich so fürchterlich erschreckt hatte. Das große Schiff war, wie man mir erzählte, so leicht über unser Boot dahingesaust, wie dies selbst über eine Feder gleiten würde – ohne den Widerstand im geringsten als Hindernis zu empfinden. Kein Schrei war vom Deck des kleinen Schiffes gekommen, man hatte nur einen leichten, kratzenden Ton gehört, welcher im Augenblicke, da die schwache Barke unter dem Kiel des Walfischfängers verschwand, mit dem Aufschlagen der Wellen heraufgeklungen war. Das war alles gewesen. Da der Kapitän (Kapitän E. T. V. Block aus New London) unser Boot, welches ich, wie man sich erinnern wird, entmastet hatte, für irgendeine Nußschale hielt, die man, als unbrauchbar geworden, den Wellen überlassen, wollte er unbekümmert um diesen Zwischenfall die Fahrt fortsetzen. Glücklicherweise behaupteten die zwei Männer, die am Auslug gespäht hatten, auf das bestimmteste, an dem Steuerruder des verunglückten Schiffes einen Menschen gesehen zu haben, den man möglicherweise noch retten könne. Es kam zu einer Auseinandersetzung, die den Kapitän Block so sehr erbitterte, daß er nach einiger Zeit ausrief, es sei nicht seine Sache, auf jede Nußschale, die im Ozean schwämme, Obacht zu geben. Das Schiff werde wegen eines solchen Unsinns nicht umdrehen, und wenn da ein Mann überrannt worden wäre, so sei es seine eigene Schuld, er möge ruhig ersaufen und zum Teufel fahren.

Nun nahm sich Henderson, der erste Steuermann, der, wie die ganze Mannschaft, über die herzlosen Worte des Kapitäns im höchsten Grade empört war, der Sache an. Er erklärte dem Kapitän in kurzen, klaren Worten, daß er für seine Grausamkeit den Galgen verdient habe, die ganze Mannschaft sei entschlossen, diesmal seinen Befehlen zuwiderzuhandeln, und sollten sie alle dafür, sobald sie den Fuß an Land setzten, gehenkt werden. Er begab sich auf das Hinterteil des Schiffes, indem er Block, der totbleich wurde und keine Antwort gab, beiseite schob, ergriff das Steuer und gab mit fester Stimme das Kommando. Die Mannschaft eilte auf ihre Posten, und das Schiff machte eine geschickte Umdrehung. Die ganze Sache hatte vielleicht fünf Minuten gedauert, so daß es sehr zweifelhaft war, ob man den Verunglückten, vorausgesetzt, daß sich wirklich ein Mensch in dem Boote befunden, noch retten konnte. Doch wurden August und ich in kurzer Zeit aufgefunden und geborgen. Wir schienen unsere Rettung einem jener seltsamen Zufälle zu verdanken, welche die Frommen dem unmittelbaren Dazwischentreten der Vorsehung zuschreiben.

Während das Schiff also ein Stück zurückfuhr, ließ der Steuermann das Rettungsboot hinunter und sprang mit den beiden Männern, die behauptet hatten, mich gesehen zu haben, hinein.

Sie waren eben vom Schiff abgestoßen – der Mond schien noch hell und klar -, als dasselbe sich bedächtig auf die Luvseite legte und Henderson im selben Augenblicke von seinem Sitze aufsprang und den Ruderern aufgeregt befahl, wieder zurückzurudern. Er konnte kein Wort weiter reden, sondern kommandierte in einem fort: »Zurückrudern! Zurückrudern!« Die Mannschaft gehorchte ihm, so schnell es nur möglich war, doch das Schiff hatte sich ganz herumgedreht und segelte dem Rettungsboote gerade entgegen. Trotz der augenscheinlichen Gefahr wagte der Steuermann sofort, eine der von dem großen Schiffe herunterhängenden Ketten zu ergreifen; und sich an derselben in die Höhe zu ziehen. Er teilte ein paar kurze Befehle aus, und das Schiff neigte sich so, daß seine Steuerbordseite bis fast an den Kiel außer Wasser kam, und man den Gegenstand

seiner Aufmerksamkeit erblickte. An dem glatten und glänzenden Boden des Schiffes (der ›Pinguin‹ war ganz mit Kupfer beschlagen) war in seltsamster Weise der Körper eines Menschen befestigt und schlug bei jeder Bewegung des Schiffsrumpfes auf denselben auf. Nach mehreren vergeblichen Anstrengungen gelang es endlich, mich aus meiner gefährlichen Lage zu befreien und an Bord zu ziehen - denn ich war es, der so sonderbar an das Schiff angehakt war. Ein Pflock, der das Holzwerk des Fahrzeuges zusammenhielt, war durch das Kupfer gedrungen und hatte mich, als ich unter dem Schiffe hergeschleudert wurde, aufgehalten. Der Kopf des Pflockes hatte den Kragen meiner Jacke von grobem Tuch durchbohrt, war zwischen zwei Flechsen unterhalb des rechten Ohres in meinen Hals eingedrungen und hielt mich auf diese Weise fest.

Ich wurde sogleich zu Bett gebracht, obwohl allem Anschein nach das Leben längst entflohen war. Es befand sich kein Arzt an Bord – doch wendete der Kapitän alle nur erdenklichen Wiederbelebungsversuche an, als wolle er in den Augen seiner Mannschaft seine vorherige Grausamkeit möglichst wieder gutmachen.

Mittlerweile stieß Henderson zum zweitenmal vom Schiffe ab, obgleich sich der Sturm zum Orkan gesteigert hatte. Nach wenigen Minuten gelangte er an einige Trümmer unseres Bootes, und bald darauf behauptete einer der Ruderer, mitten durch das Toben des Unwetters einen schwachen Hilferuf vernommen zu haben. Dies veranlaßte die kühnen Seemänner, noch fast eine halbe Stunde lang mit dem Suchen fortzufahren, obgleich Kapitän Block sie durch verschiedene Signale aufforderte, zurückzukehren, und sie in ihrem schwachen Boote fast beständig in Lebensgefahr schwebten.

Nachdem sie also, wie ich schon sagte, eine halbe Stunde lang auf das eifrigste gesucht hatten, entschlossen sie sich, zum Schiff zurückzukehren. Doch kaum hatte einer von ihnen die Absicht ausgesprochen, so vernahmen sie von einem dunklen Gegenstande her, der ziemlich nahe an ihnen vorbeischoß, einen zweiten schwachen Ruf. Sie ruderten darauf zu und erreichten ihn bald: es war das Deck und die Kajüte des ›Ariel‹, wo August anscheinend in den letzten Zügen lag. Als man ihn ins Boot ziehen wollte, fand man, daß er mit einem Tau an das treibende Holzwerk angebunden war – ich hatte ihn ja selbst, wie man sich erinnern wird, an einem der Ringe an den Seitenwänden des ›Ariel‹ befestigt, um ihn in seiner Betrunkenheit in sitzender Stellung zu erhalten. Dieser Vorsichtsmaßregel hatte er jetzt sein Leben zu verdanken. Der ›Ariel‹ war leicht gebaut, und als er unterging, war sein ganzes Holzwerk in Stücke gebrochen. Das Verdeck der Kajüte wurde durch die Macht des eindringenden Wassers abgerissen, löste sich vollständig von den übrigen Teilen des Wracks los und schwamm, wahrscheinlich mit manchen anderen Bruchteilen, auf den Wellen. August war auf ihm festgebunden und entging so dem sicheren Tode.

Er wurde sofort an Bord des ›Pinguin‹ gebracht, doch mehr als eine Stunde verstrich, ehe er so weit zu sich kam, daß er ein Lebenszeichen gab und die Art des Unfalles, die uns betroffen, verstehen konnte. Endlich erholte er sich jedoch wieder und schilderte lebhaft die Empfindungen, die ihn während seines schrecklichen Aufenthaltes auf dem Wrack gequält hatten. Als er zum Bewußtsein kam, befand er sich unter Wasser, wo er mit unbegreiflicher Schnelligkeit immer rund um sich selbst gewirbelt wurde, einen Augenblick später fühlte er sich schnell nach oben gezogen, schlug mit dem Kopfe gegen einen harten Gegenstand, so daß er wieder bewußtlos wurde. Als er zum zweitenmal zu sich kam, begann er sich seiner Lage ein wenig mehr bewußt zu werden, obschon seine Gedanken noch höchst unklar und verworren waren. Er erkannte jedoch, daß sich irgendein Unfall ereignet haben mußte und er im Wasser war, obgleich sich sein Mund über der Oberfläche befand und er ohne Beschwerden atmen konnte. Wahrscheinlich trieb das Verdeck gerade vor dem Winde dahin und zog ihn, da er auf dem Rücken lag, mit sich fort. So lange er sich in dieser Lage erhalten konnte, war er vor dem Ertrinken sicher. Plötzlich warf ihn eine heftige Welle mitten auf das Verdeck; er machte alle Anstrengungen, sich in dieser neuen Lage zu erhalten, und stieß hin und wieder Hilferufe aus. Kurze Zeit bevor ihn Henderson entdeckte, mußte er, von Erschöpfung übermannt,

das Verdeck, an das er sich klammerte, loslassen. Er fiel ins Wasser zurück und gab sich selbst verloren. Während der ganzen Zeit des Kampfes war ihm weder die geringste Erinnerung an den ›Ariel‹ noch an irgendeinen Umstand, der das Unglück herbeigeführt, gekommen. Ein unbestimmtes Gefühl der Furcht und der Verzweiflung war alles, was er empfinden konnte. Als man ihn dann aufgefischt hatte, verließen ihn seine Sinne von neuem, und wie ich schon sagte, kam er erst, nachdem er eine ganze Stunde an Bord des ›Pinguin‹ war, wieder zum Bewußtsein und zur vollständigen Erkenntnis seiner Lage.

Ich selbst wurde aus einem Zustande, der fast an den Tod grenzte, nur mit allergrößter Mühe wieder ins Leben zurückgerufen. Dreieinhalb Stunden lang stellte man alle nur denkbaren Wiederbelebungsversuche an, erst der letzte, den August vorgeschlagen: heftige Abreibungen mit Flanelltüchern, die in heißes Öl getaucht waren, hatten Erfolg. Die Wunde in meinem Halse war, obwohl sie schlimm genug aussah, nicht gefährlich und heilte bald.

Der ›Pinguin‹ lief um neun Uhr morgens in den Hafen ein, nachdem er noch eine Zeitlang gegen einen der heftigsten Stürme zu kämpfen hatte, die je in der Nähe von Nantucket gewütet haben. August und ich beeilten uns, pünktlich zum Frühstück bei Herrn Barnard zu erscheinen, der sich an diesem Morgen selbst etwas verspätet hatte, vermutlich, weil er nach der Gesellschaft vom gestrigen Abende wohl ein wenig länger geschlafen. Ich glaube, daß alle am Tische zu müde waren, um unseren bleichen Gesichtern besondere Aufmerksamkeit zu schenken – und im übrigen sind Schulbuben ja fähig, Wunder von Verstellung zu vollbringen. So hatte denn keiner unserer Freunde in Nantucket die leiseste Ahnung davon, daß sich die Geschichte, die ein paar Seemänner in der Stadt erzählten - sie hätten ein Schiff überrannt und ein paar arme Teufel, wohl dreißig oder vierzig, seien dabei umgekommen - auf August, mich und den ›Ariel‹ bezog. Wir beide haben noch oft später von der Sache gesprochen, doch nie ohne Schauern. In einer dieser Unterhaltungen gestand August dann freimütig, daß er niemals in seinem Leben einen so wilden Schreck empfunden habe als in dem Augenblicke, da er sich in unserem kleinen Boote plötzlich der ganzen Gewalt seines Rausches bewußt geworden sei und sich zu jedem klaren Gedanken unfähig gefühlt habe.

Kapitel II: Das Versteck

Es führt nie zu etwas, aus irgendwelchen Begebenheiten usw. im voraus Folgerungen zu ziehen – und wären es die allereinfachsten Begebenheiten. So irrt sich, wer vielleicht denkt, daß eine Katastrophe, wie diejenige, die ich eben erzählt habe, meine beginnende leidenschaftliche Liebe zum Meere hätte bedeutend abkühlen müssen. Oh – ganz im Gegenteil: ich habe nie ein so sehnsüchtiges Verlangen gehabt, die seltsamen Abenteuer, die im Leben eines Seemannes vorkommen, kennenzulernen, als etwa eine Woche nach unserer wunderbaren Errettung. Dieser kurze Zeitraum genügte, um die unangenehmen Erinnerungen zu verwischen und alle aufregenden, interessanten Seiten unseres gefahrvollen Erlebnisses in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Meine Unterhaltungen mit August wurden mit jedem Tage lebhafter und eingehender. Er hatte eine so besondere Art, seine Seegeschichten zu erzählen (ich argwöhne jetzt allerdings, daß sie mehr oder weniger seiner Einbildung entstammten), die wohl dazu angetan war, auf ein leicht begeisterungsfähiges Temperament, wie das meine, auf eine etwas dunkle, aber immer lebhaftere Vorstellungskraft, stark zu wirken. Nicht minder seltsam ist es, daß er, wenn er mir die entsetzlichsten Augenblicke der Verzweiflung und Not aus dem Leben des Matrosen in lebhaften Farben ausmalte, alle meine Sinne gefangen nahm und meine Sympathie für diesen Beruf erst recht weckte. Den angenehmen Seiten konnte ich weniger Geschmack abgewinnen. Meine ganzen Vorstellungen gingen auf Untergang hinaus, auf Hungersnot, Tod oder Gefangenschaft bei einem barbarischen Stamme, auf ein Dasein voll Leid und Gefahr, auf irgendeiner einsamen Felseninsel kümmerlich gefristet, in fremden, unbekanntem Meeren. Solche Träume, solche Begierden – denn dergleichen steigert sich wirklich zur Begierde – sind, wie ich später erfahren habe, ziemlich alltäglich bei melancholischen Menschen; aber zu der Zeit, von der ich spreche,

betrachtete ich sie als prophetische Anzeichen eines Geschickes, für das ich mich sozusagen vorbestimmt glaubte. August ging auf meine geistige Verfassung durchaus ein. Es ist wahrscheinlich, daß unsere Vertraulichkeit durch die Abwechslung einiger Züge unserer Charaktere herbeigeführt wurde.

Ungefähr acht Monate nach dem Untergang des ›Ariel‹ ließ die Firma Vredenburgh den Zweimaster ›Grampus‹ für den Walfischfang ausbessern und zurüsten. Es war ein alter Kasten, der sich, trotz aller Reparaturen, kaum über Wasser halten konnte. Weshalb man ihn anderen besseren Fahrzeugen, die den Eigentümern zur Verfügung standen, vorzog, weiß ich nicht, auf jeden Fall wählte man ihn. Herr Barnard wurde zur Leitung bestimmt, und August sollte mit ihm fahren. Während man die Brigg ausstattete, drängte er mich fortwährend, doch die gute Gelegenheit zum Reisen wahrzunehmen. Ich schenkte seinen Worten nur allzugern Gehör; doch war sein Vorschlag nicht so leicht auszuführen. Mein Vater hatte zwar keine direkte Abneigung dagegen, aber meine Mutter bekam einen Weinkrampf und wurde krank, als sie von dem Plane hörte. Das schlimmste war, daß mein Großvater, von dem ich so viel erwartet hatte, mir versicherte, er würde mir keinen Schilling hinterlassen, wenn ich noch einmal wagte, von dieser Reise zu sprechen. Aber alle diese Hindernisse waren nur Öl in das Feuer meines Wunsches, sie spornten mich an, anstatt mich von meiner Absicht abzubringen. Ich beschloß, auf jeden Fall mitzureisen, und als ich August meinen Entschluß mitteilte, bemühten wir uns beide, die Ausführung irgendwie zu ermöglichen. Ich hütete mich wohl, zu Hause noch ein Wort über die Reise fallen zu lassen; und da ich mich mit meinen gewöhnlichen Studien weiterbeschäftigte, nahm man an, daß ich mein Vorhaben aufgegeben. Später habe ich mir noch oft mein damaliges Benehmen mit Mißfallen ins Gedächtnis zurückgerufen. Diese Scheinheiligkeit, mit der ich mein Vorhaben ausführte -, diese Falschheit, von der auf die Dauer der Zeit all meine Worte und Handlungen durchdrungen wurden, werden mir selbst nur einigermaßen verständlich, wenn ich die glühende, seltsame Hoffnung auf Abenteuer in Betracht ziehe, die mich zur Erfüllung meines so lange gehegten Wunsches trieb.

Die eigentlichen Vorbereitungen mußte ich August überlassen, der den größten Teil des Tages an Bord des ›Grampus‹ verbrachte, wo er sich mit den verschiedenen Anordnungen für seinen Vater in der Kabine und im Schiffsraum zu beschäftigen hatte; aber abends, wenn wir zusammenkamen, sprachen wir von unseren Hoffnungen. Auf diese Weise war ungefähr ein Monat vergangen, ohne daß sich meine Aussichten auf ein glückliches Gelingen meines Planes verbessert hätten, als er mir eines Abends sagte, er habe für alles vorgesorgt.

Ich hatte einen Verwandten, der in New Bedford wohnte, einen gewissen Herrn Roß, den ich zuweilen auf zwei oder drei Wochen besuchte. Die Brigg sollte gegen Mitte Juni (1827) unter Segel gehen, und so kamen wir überein, daß ein oder zwei Tage vor Abgang des Schiffes mein Vater einen Brief von Herrn Roß erhalten sollte, in dem dieser mich für einige Wochen zur Gesellschaft seiner beiden Söhne einlud. August nahm es auf sich, diesen Brief abzusenden. Während ich also angab, nach New Bedford zu reisen, sollte ich zu meinem Freunde gehen, der mir unterdessen an Bord des ›Grampus‹ ein Versteck herrichten würde. Dies Versteck, so versicherte er mir, würde genügend ausgestattet sein, mich für einige Tage zu beherbergen, während welcher Zeit ich mich nicht zeigen durfte. Wenn die Brigg dann so weit wäre, daß eine Rückkehr ausgeschlossen sein mußte, würde ich aller Freuden der Kabine teilhaftig werden; und was seinen Vater anbetraf, so würde der über den Streich herzlich lachen. Wir würden genug anderen Schiffen begegnen, durch die ich meinen Eltern einen Brief mit den nötigen Aufklärungen zukommen lassen könnte.

Der Tag kam heran, und alles war vorbereitet. Der Brief wurde geschrieben und eines Montagmorgens abgeschickt. Ich gab dann vor, mit dem Dampfboot nach New Bedford zu fahren, und verließ das Haus. August erwartete mich schon an einer Straßenecke, wir wollten uns bis zur Dämmerung versteckt halten, damit ich mich dann unbemerkt aufs Schiff schleichen könne. Da ein dichter Nebel unseren Plan begünstigte, glaubte ich keine

Zeit, mich zu verstecken, verlieren zu dürfen. August schlug den Weg zum Hafen ein, und ich folgte ihm in einiger Entfernung, in einen großen Matrosenmantel eingehüllt den er mir mitgebracht hatte, damit ich nicht so leicht zu erkennen sei. Aber gerade sind wir am Brunnen des Herrn Edmund vorüber und wollen dort eben um die Ecke biegen – wer erscheint vor mir und sieht mir voll ins Gesicht? Mein Großvater selbst, der alte Herr Peterson!

»Nun! Nun?« sagte er nach einer langen Pause, »Gordon! Um Gottes willen! Wie kommst du zu diesem schmutzigen Überzieher?«

»Mein Herr!« erwiderte ich und nahm, so gut es mir gelang, eine beleidigte Miene an, sprach auch in einem rauheren Tone, als man ihn bei mir kannte. »Mein Herr! Sie irren sich, wie mir scheint! Mein Name hat vor allem nichts mit Gordon zu tun, und außerdem wäre es mir lieb, wenn Sie Ihre Augen besser auf täten und meinen neuen Mantel nicht als schmutzigen Überzieher bezeichneten, alter Sonderling!«

Ich weiß nicht, wie ich ein lautes Lachen unterdrücken konnte angesichts der seltsamen Manier, mit welcher der alte Herr diese seine Zurückweisung hinnahm. Er wich drei Schritte zurück, wurde zuerst ganz blaß, dann außerordentlich rot, rückte an seiner Brille und rannte dann mit erhobenem Regenschirm an mir vorüber. Dennoch blieb er gleich wieder stehen, wie bei einem plötzlichen Gedanken; und dann ging er weiter, zitternd vor Wut und zwischen den Zähnen murmelnd: »Es ist nicht möglich! – eine neue Brille! – ich hätte geschworen, daß es Gordon war -; verfluchter Taugenichts von Matrose!«

Nachdem ich ihm so glücklich entwischt war, setzten wir unseren Weg vorsichtig fort und erreichten glücklich unseren Bestimmungsort. Es waren nur ein oder zwei Männer an Bord, welche auf dem Verdeck ihrer Beschäftigung nachgingen. Der Kapitän Barnard hatte, wie wir wußten, bei Vredenburg zu tun und würde vor Abend nicht zurückkehren; wir hatten also von ihm nicht viel zu fürchten. August ging zuerst aufs Schiff, und ich folgte ihm schnell, ohne von den arbeitenden Männern bemerkt zu werden. Wir traten gleich in die Kajüte, die wir leer fanden. Sie war aufs bequemste eingerichtet, was auf einem Walfischfänger ziemlich selten vorkommt. Vier ausgezeichnete Offizierskabinen gab es, die verhältnismäßig breite und hohe Fenster hatten. Dann bemerkte ich noch einen großen Ofen und einen sehr schönen, dicken Teppich, der den Boden der Kajüte und der Offizierskabinen bedeckte. Die Decke war sieben Fuß hoch, und das Ganze sah geräumiger und angenehmer aus, als ich es erwartet hatte. August ließ mir aber nur wenig Zeit, meine Neugierde zu befriedigen und bestand darauf, daß ich mich so bald wie möglich versteckte. Er führte mich in seine eigene Kabine, die sich am Steuerbord befand und gleich an der Schiffswand lag.

Als wir eingetreten waren, schloß er die Türe ab. Mir schien es, als habe ich noch nie ein entzückenderes kleines Zimmer gesehen als das, in dem ich nun stand. Es war zehn Fuß lang und hatte nur ein Fenster. In dem Teil der Kabine, der an die Schiffswand grenzte, befand sich ein vier Fuß breiter Raum, auf dem ein Tisch und ein Stuhl Platz gefunden hatten; und ein Bücherbrett, auf dem eine Menge Bücher, die hauptsächlich von Seefahrten handelten, aufgestellt waren. Außerdem sah ich noch eine Menge kleiner Bequemlichkeiten, unter denen ich nicht eine Art Speiseschrank zu erwähnen vergessen will, in dem August eine Menge auserwählter Eßwaren und Liqueure aufgespeichert hatte.

Er drückte mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle des Teppichs und zeigte mir, daß ein Teils des Bodens herausgenommen war und sich bei seinem Drucke genügend zur Seite schob, um einen Finger durchstecken zu können. Auf diese Weise konnte er die Öffnung erweitern, und ich sah dann, daß sie in das Zwischendeck führte. Er zündete eine Kerze an und steckte sie in eine Blendlaterne, darauf stieg er durch die Öffnung und bat mich, ihm zu folgen. Ich tat dies, und er zog darauf die Öffnung vermittelst eines Nagels wieder zu, wobei auch der Teppich sich wieder darüberschob, so daß dem Auge jede Spur dieser Luke entging.

Die Kerze warf einen schwachen Lichtstrahl, so daß ich nur mit vieler Mühe meinen Weg zwischen all den Gegenständen, die herumlagen, fand. Meine Augen gewöhnten sich aber schnell an die Dunkelheit, und ich konnte besser vorwärtsschreiten, wobei ich mich an den Ruckschößen meines Freundes festhielt. Er führte mich durch unzählige schmale Gänge in einen runden Eisenkasten, ähnlich denen, die man zum Verpacken kostbarer Fayencen benutzt. Er war vier Fuß hoch und reichlich sechs Fuß lang, aber außerordentlich eng. Zwei große, leere Ölfässer waren darübergerlegt und auf diese eine Menge Strohmatte bis zur Decke aufgeschichtet. Rundherum stand eine Menge Schiffsproviand aufgespeichert und dazwischen in wirrem Durcheinander Käfige, Körbe, Fässer und Ballen, so daß es mir wie ein Wunder schien, daß wir durch diesen Wirrwarr bis zu besagter Kiste gelangt waren. August sagte mir dann, daß er absichtlich all dies in das Zwischendeck geladen hätte, damit mein Versteck recht sicher würde, und daß er bei dieser Arbeit nur einen einzigen Mann zur Hilfe gehabt hätte, der noch dazu nicht mitfuhr.

Mein Freund zeigte mir dann, daß die eine Wand des Kastens zu verschieben war. Er zeigte mir, wie es zu machen sei, und dabei sah ich in das Innere; eine Matratze, die er von einem der Fenster genommen hatte, füllte den Boden aus und enthielt alle Bequemlichkeiten, die in dem beschränkten Räume unterzubringen waren. Es blieb mir noch Platz genug, aufrecht auf meinem Lager zu sitzen oder mich der Länge nach auszustrecken. Unter anderem befanden sich einige Bücher, Tinte und Federn, Papier, drei Decken, ein großer, mit Wasser gefüllter Krug,, ein kleines, mit Biscuits gefülltes Fäßchen, drei oder vier enorme Boulogner Würste, ein großer Schinken, eine kalte gebratene Hammelkeule und ein halbes Dutzend Schnäpse und Liqueure dort. Ich nahm sofort mit dem Gefühl vollkommener Befriedigung von meiner Wohnung Besitz, und ich bin sicher, daß nie ein Herrscher Größeres beim Eintritt in seinen neuen Palastes empfand. August zeigte mir dann noch, wie man die bewegliche Seite des Kastens befestigen könne; darauf näherte er die Kerze dem Rande und machte mich auf eine schwarze Kordel aufmerksam, die dort herabhing. Diese Kordel, erklärte er mir, führe von meinem Verstecke zwischen den Gängen durch bis zu der Öffnung in seiner Kabine. An dieser Kordel konnte ich mich leicht im Falle eines unvorhergesehenen Unglücksfalles zu ihm hinfinden. Dann nahm er Abschied von mir, ließ mir die Laterne und eine ganze Anzahl Kerzen und Streichhölzer und versprach mir, mich zu besuchen, so oft es ihm, ohne Aufsehen zu erregen, möglich sei. Es geschah dies am siebzehnten Juni.

Ich blieb drei Tage und drei Nächte (wenigstens schien es mir nach meiner Berechnung so lange) in meinem Versteck, ohne mich hinauszuwagen; nur zweimal ging ich zwischen zwei Käfigen gleich vor der Öffnung auf und ab, um meine Glieder vor dem Steifwerden zu bewahren. Während der ganzen Zeit bekam ich August nicht zu sehen; aber das beunruhigte mich weiter nicht, wußte ich doch, daß die Brigg jeden Augenblick unter Segel gehen könne und mein Freund da nicht so leicht Gelegenheit haben würde, mich aufzusuchen. Endlich hörte ich, wie sich die Falltür öffnete und schloß; mit leiser Stimme fragte er mich, wie es mir gehe und ob ich etwas wünsche.

»Nein, gar nichts«, antwortete ich ihr, – »es geht mir so gut wie möglich. Wann werden wir in See stechen?«

»In weniger als einer halben Stunde wird der Anker gelichtet werden«, gab er zurück. »Ich kam, um es dir zu sagen, denn ich fürchtete, du möchtest dich wegen meiner Abwesenheit beunruhigen. Ich werde in den ersten drei, vier Tagen nicht wieder hinuntersteigen können. Oben geht alles gut. Wenn ich wieder hinaufgegangen bin und die Tür geschlossen habe, schleiche an der Kordel entlang bis zu der Stelle, wo der Nagel steckt; dort wirst du meine Uhr finden, welche du zu deiner Orientierung gut gebrauchen kannst, da du das Tageslicht nicht siehst. Ich wette, daß du nicht sagen könntest, wie lange du schon hier unten bist! Erst drei Tage. Heute ist der Zwanzigste. Ich würde dir die Uhr selbst bringen, aber ich fürchte, man sucht nach mir.«

Und dann verließ er mich wieder.

Eine Stunde nachher etwa fühlte ich deutlich, daß die Brigg sich in Bewegung setzte, und war glücklich, daß die Reise endlich begann. Ganz von diesem Gedanken erfüllt, beschloß ich, fröhlich zu bleiben und ruhig allen Ereignissen entgegenzusehen, bis ich meinen engen Kasten mit den geräumigen, aber kaum auserleseneren Bequemlichkeiten der Kabine würde vertauschen können. Meine erste Sorge war, die Uhr zu holen. Ich ließ die Laterne unangezündet und bewegte mich tastend in der Dunkelheit vorwärts durch alle diese Irrwege, die so kompliziert waren, daß ich mehrere Male auf dieselbe Stelle zurückkam. Endlich erreichte ich den Nagel, nahm die Uhr an mich und ging zurück. Ich sah mir dann die Bücher an, die August mir als unterhaltende Lektüre anempfohlen hatte, und wählte die Expedition des Lewis und Clarke nach der Mündung des Columbiastromes. Ich vertrieb mir die Zeit mit ihnen; bis ich dann müde wurde, vorsichtig die Kerze auslöschte und bald in einen tiefen Schlaf versank.

Als ich aufwachte, fühlte ich mich seltsam schwindelig, und es dauerte längere Zeit, ehe ich mir über meine Situation klar wurde. Ich machte Licht und sah nach der Uhr. Sie war jedoch abgelaufen, und ich konnte nicht feststellen, wie lange ich geschlafen haben mochte. Meine Glieder waren vollständig steif geworden und schmerzten sehr. Dabei empfand ich einen verzehrenden Hunger und erinnerte mich zu gleicher Zeit des kalten Hammelfleisches, von dem ich kurz vor dem Einschlafen gegessen hatte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich es jetzt vollständig verfäult wiederfand! Dieser Umstand beunruhigte mich sehr, denn ich mußte mir sagen, daß er sowohl wie auch die sonderbare Geistesverwirrung, die ich beim Erwachen empfunden, darauf schließen ließen, daß ich eine ungewöhnlich lange Zeit geschlafen haben mußte. Die dicke Atmosphäre des Kielraumes war vielleicht Schuld daran und konnte auf die Dauer höchst gefährlich werden. Ich empfand starkes Kopfweh und bildete mir ein, nur mit vieler Mühe Atem holen zu können. Kurz – eine Menge düsterer Empfindungen bestürmten mich. Doch wagte ich nicht, die Falltür zu öffnen oder sonst ein Geräusch zu machen. Ich zog meine Uhr auf und gab mich, so gut es gehen wollte, zufrieden.

Während der nächsten vierundzwanzig Stunden kam niemand zu meiner Hilfe herbei, und ich mußte August der größten Unaufmerksamkeit anklagen. Was mich am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß mein Krug nur noch eine halbe Pinte Wasser enthielt. Dabei wurde ich von einem brennenden Durste gequält, da ich, nachdem das Hammelfleisch verdorben war, reichlich von den scharfen Boulogner Würsten gegessen hatte. Ich geriet in eine solche Unruhe, daß mich auch meine Bücher nicht mehr ablenken konnten. Eine überwältigende Schlafsucht ergriff mich, und doch fürchtete ich mich, ihr nachzugeben, besorgt, die stickige Luft des Loches könne, wie etwa ein unterdrücktes Kohlenfeuer, von giftiger Wirkung auf den schlafenden Organismus sein. Mittlerweile erkannte ich an den Bewegungen des Schiffes, daß wir uns schon im freien Ozean befanden, und ein Sausen, das dumpf wie aus unendlicher Entfernung an mein Ohr schlug, überzeugte mich davon, daß ein ungewöhnlich heftiger Sturm wehe. Augusts Fernbleiben vermochte ich mir durch nichts zu erklären: Wir waren doch gewiß schon weit genug vom Lande entfernt, und er konnte mich jetzt holen! Vielleicht war ihm irgend etwas zugestoßen? Vielleicht war er gestorben, über Bord gefallen? Ich ertrug es nicht, eine solche Möglichkeit auch nur eine Sekunde lang anzunehmen. War es nicht eher anzunehmen, daß wir mit Gegenwind zu kämpfen hatten und uns noch in der Nähe von Nantucket befanden? Diese Deutung mußte ich jedoch gleich wieder fallenlassen. Wäre sie zutreffend gewesen, so hätte sich ja die Brigg oft umlegen müssen. Und dann, wenn wir uns wirklich noch in der Nähe des Landes befanden, weshalb kam August nicht und teilte es mir mit? So grübelte ich über meine trostlose Einsamkeit nach und beschloß, noch vierundzwanzig Stunden in meinem Versteck zuzubringen. Würde man mir dann noch nicht zu Hilfe kommen, so wollte ich mich zur Falltüre tapsen und versuchen, meinen Freund auf irgendeine Weise zu sprechen. Jedenfalls konnte ich bei der Gelegenheit etwas frische Luft schöpfen. Während ich so sann und sann, fiel ich trotz aller Anstrengungen, mich wach zu erhalten, wieder in tiefen Schlaf oder vielmehr in

Betäubung. Ich hatte die entsetzlichsten Träume und empfand jedes Grauen, jeden Schrecken. Einmal versuchten wilde, gräßliche Teufelsfratzen mich unter ungeheuren Kissen zu ersticken. Gewaltige Schlangen rissen mich in ihre Umschlingungen und sahen mir mit fürchterlichen, glühenden Augen ins Gesicht. Dann breiteten sich plötzlich grenzenlose Wüsten vor mir aus. Riesenhafte, graue, blattlose Baumstämme wuchsen auf einmal, so weit das Auge reichen konnte, aus dem Boden empor, ihre Wurzeln verloren sich in einem uferlosen Sumpfe, dessen Wasser sich in grauenvoller Dürsterheit unbeweglich und weithin ausbreitete. Und die seltsamen Bäume bekamen menschliches Wesen, rangen ihre Skelettarme und riefen die schweigenden Wasser in dem schrillen, durchdringenden Klageklänge der bittersten Qual und Verzweiflung um Erbarmen an. Dann änderte sich die Szene. Ich stand nackt und allein im brennenden Sande der Sahara. Zu meinen Füßen schlafend ein Löwe. Plötzlich öffnete er seine Augen und blickte mich wild an. Dann, mit einem Ruck sprang er auf und grimmte seine fürchterlichen Zähne. Aus dem roten Schlunde erscholl ein Gebrüll, schrecklich wie Donner ... Ich warf mich zur Erde nieder. Vor Schreck war ich fast erstickt. Dann fühlte ich, daß ich halb wach wurde. Und – mein Traum war nur zur Hälfte Traum. Wahrhaftig, die Pfoten eines riesigen Untieres drückten schwer auf meine Brust, ich spürte seinen heißen Atem in meinem Ohr und seine weißen, unheimlichen Zähne glühten durch das Dunkel zu mir her.

Und hätte mein Leben an einer einzigen Bewegung, an einem einzigen Ruf gehangen – ich hätte mich nicht rühren noch ein Wort hervorbringen können. Die Bestie blieb jedoch ruhig, ohne den geringsten Angriff zu machen, und ich lag vollkommen hilflos und halbtot unter ihr. Ich fühlte, wie mich meine körperlichen und seelischen Kräfte rasch verließen - daß ich nahe daran war, an bloßer Angst zu sterben. Mein Gehirn schwamm hin – Schwindel ergriff mich, die Sehkraft verließ mich, selbst die glühenden Augen über mir schienen plötzlich trübe zu werden. Ohne es zu wollen, stöhnte ich noch einmal auf. – Und dieser leise Laut meiner Stimme schien die schlummernde Wut des Tieres aufzustacheln. Es stürzte sich der Länge nach über meinen Körper, doch wie groß war mein Erstaunen, als es mit einem langgezogenen Klageklänge mein Gesicht und meine Hände unter den tollsten Ausbrüchen der Zuneigung und Freude zu belecken begann. Ich war verwirrt, verblüfft, doch kannte ich das besondere Winseln und die Zärtlichkeitsbeweise meines Neufundländers zu gut. Er war es – mein Hund Tiger. Ich empfand einen plötzlichen Blutandrang nach den Schläfen – ein überwältigendes Gefühl der Befreiung und Neubelebung. Rasch sprang ich auf von der Matratze, auf der ich gelegen, warf mich meinem treuen Freunde und Kameraden um den Hals und erleichterte den Dank, der auf meiner Brust lastete, durch eine Flut heißer Tränen.

Wie früher schon einmal, waren auch jetzt, nachdem ich die Matratze wieder verlassen, meine Wahrnehmungen höchst verwirrt und undeutlich. Lange Zeit war es mir ganz unmöglich, meine Ideen zu verbinden, doch kehrten meine geistigen Fähigkeiten nach und nach zurück, und ich konnte mich wieder auf meine Lage besinnen. Die Gegenwart Tigers versuchte ich mir jedoch vergeblich zu erklären, und nachdem ich mich mit tausend verschiedenen Vermutungen abgequält hatte, mußte ich mich zufrieden geben mit der Freude darüber, daß er da war, um meine traurige Einsamkeit zu teilen und mich durch seine Liebkosungen zu trösten. Die meisten Leute lieben ihre Hunde, doch empfand ich zu meinem Tiger eine Zuneigung, die weit über das gewöhnliche Maß hinausging, und niemals verdiente ein Tier sie mehr. Sieben Jahre lang war er schon mein unzertrennlicher Gefährte und gab mir zahllose Beweise der edlen Eigenschaften, wegen deren wir ein Tier schätzen. Ich hatte ihn, als er noch ganz klein war, aus den Händen eines nichtsnutzigen Straßenjungen in Nantucket gerettet, der ihm einen Stein um den Hals gebunden hatte und ihn gerade ertränken wollte. Diesen kleinen Dienst vergalt er mir drei Jahre später damit, daß er mich vor dem Knittel eines Straßenräubers rettete.

Ich hielt meine Uhr ans Ohr und fand, daß sie wieder abgelaufen war. Doch überraschte mich dies nicht weiter, denn ich war, meinem Zustand nach, überzeugt, daß ich wieder eine sehr lange Zeit geschlafen haben mußte. Wie lange – das zu bestimmen, war mir

natürlich unmöglich. Ich brannte im Fieber, und mein Durst war unerträglich geworden. Ich tappte mich zu meinem Wasserüberrest, denn ich hatte kein Licht, da die Kerze in der Laterne ausgebrannt und die Streichholzdose nicht gleich zu finden war. Als ich den Krug erreicht, entdeckte ich, daß er leer war – Tiger hatte das Wasser ohne Zweifel ausgeschleckt und auch das Hammelfleisch gefressen, denn der Knochen lag, gut abgenagt, am Eingange meines Verstecks. Das verdorbene Fleisch konnte ich entbehren; doch sank mein Herz, als ich kein Wasser mehr vorfand. Ich war so schwach, daß ich bei jeder Bewegung und Anstrengung von Zittern befallen wurde. Und um meine Qualen zu steigern, schwankte die Brigg heftig hin und her, und die Ölfässer, die auf meiner Kiste lagen, waren jeden Augenblick in Gefahr, heruntergeschleudert zu werden und dadurch den Aus- und Eingang zu mir zu versperren. Auch fühlte ich starke Anzeichen der Seekrankheit. Ich beschloß nun, mich an die Falltür zu wagen und Hilfe herbeizurufen, ehe ich überhaupt unfähig dazu geworden sein würde. Ich suchte also nach neuen Kerzen und der Streichholzdose. Letztere fand sich nach einiger Mühe, die Kerzen konnte ich jedoch, obwohl ich genau wußte, wo ich sie hingelegt hatte, nicht entdecken. Ich gab es auf, sie zu suchen, befahl Tiger, stille zu liegen und machte mich auf den Weg nach der Falltür.

Nun kam mir meine große Schwäche jedoch immer mehr zum Bewußtsein. Ich konnte nur mit äußerster Mühe vorwärtstappen, und oft versagten mir meine Glieder einfach den Dienst, ich fiel ein paarmal aufs Gesicht und blieb halb bewußtlos liegen. Doch kämpfte ich mich langsam weiter, obwohl ich jeden Augenblick fürchtete, ohnmächtig zu werden und in den gewundenen Gäßchen des Kiels liegen zu bleiben, wo ich keine Rettung mehr finden konnte. Endlich, als ich mich mit dem Aufgebot aller nur möglichen Energie vorwärtsschleppte, stieß ich mit der Stirne heftig gegen die scharfe, eisenbeschlagene Ecke einer Kiste. Ich war ein paar Minuten lang wie bewußtlos vor Schmerz, und als ich wieder zu mir kam, bemerkte ich mit unaussprechlicher Bekümmernis, daß die schnellen, heftigen Schwankungen des Schiffes diese Kiste so unglücklich herabgeschleudert hatten, daß sie mir den Weg vollständig versperrte. Vergebens wandte ich alle Kraft an, ich konnte sie nicht einen Zollbreit aus ihrer Lage bringen, da sie zwischen andere Kisten und Schiffsgerätschaften förmlich eingekeilt war. Ich mußte mich deshalb, so schwach wie ich war, dazu entschließen, entweder die den Wegweisende Kordel loszulassen oder über die Kiste zu klettern und meinen Weg auf der anderen Seite fortzusetzen. Im ersten Falle boten sich mir so viel Schwierigkeiten und Gefahren da, daß ich nur mit Schaudern an sie denken konnte. Bei meiner körperlichen und geistigen Schwäche würde ich nur allzuleicht den Weg verfehlen und mußte dann in den dunklen Irrgängen des Kiels elend umkommen. Ich raffte deshalb noch einmal ohne Zögern all meine Kraft zusammen und beschloß, so gut es eben ging, über die Kiste zu klettern.

Doch als ich zur Ausführung meines Planes schreiten wollte, fand ich, daß derselbe mit mehr Schwierigkeiten verknüpft war, als meine Befürchtungen anzunehmen gewagt. An jeder Seite des engen Ganges erhob sich ein ganzer Wall verschiedenartigsten schweren Gerümpels, welcher mir bei dem geringsten Stoße auf den Kopf fallen konnte; oder, wenn ich diesem Unheil auch entging, mußte ich doch befürchten, bei der Rückkehr meinen Weg durch weiter herabfallende Gegenstände vollständig versperrt zu finden. Dabei war die Kiste sehr hoch und so glatt, daß sie weder der Hand noch dem Fuße einen genügenden Stützpunkt darbot. Ich machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung, sie von ihrem Platze zu bewegen. Sie gab nicht nach, doch fühlte ich, daß ich mit meinem Ellenbogen einen Gegenstand auf der Seite des Ganges weitergeschoben haben mußte. Ich tastete nach und entdeckte ein großes Brett, das offenbar sehr wenig fest saß. Es mußte das Seitenbrett, der Deckel oder Fußboden einer großen Kiste sein. Mit Hilfe meines Taschenmessers, das ich glücklicherweise bei mir trug, entfernte ich die lose Planke vollständig und zwängte mich durch die entstandene Öffnung in die Kiste. Mit außerordentlicher Freude bemerkte ich, daß die gegenüberliegende Seite derselben nicht mit Brettern verschlagen war, ich war also offenbar durch den Boden in die deckellose Kiste geklettert. Ich tappte mich nunmehr an meiner Leine, die ich rasch wiedergefunden, bis zu dem Nagel. Mit klopfendem Herzen reckte ich mich an der Falltür

in die Höhe und drückte sanft gegen dieselbe. Sie ging jedoch nicht so leicht in die Höhe, und obwohl ich fürchten mußte, daß sich jemand anders als August in der Kajüte befände, stieß ich stärker gegen dieselbe. Die Tür blieb jedoch fest geschlossen, und ich wurde unmutig, denn ich erinnerte mich, daß ich sie früher mit wenig oder gar keiner Anstrengung geöffnet hatte. Ich drückte fest und anhaltend – sie blieb geschlossen; ich wandte meine ganze Kraft an – die Tür wich nicht. Ich stieß mit Zorn, mit Wut, mit Verzweiflung gegen sie – es war vergebens. Und da sie auch nicht eine Linie wich, mußte ich schließen, daß man das Loch entdeckt und entweder zugenagelt oder ein sehr schweres Gewicht daraufgestellt hatte, so daß es vollständig nutzlos war, weitere Anstrengungen zu machen.

Ein Entsetzen, das sich in eisige Übelkeit umwandelte, erfüllte mich. Vergeblich suchte ich mir zu erklären, wie es möglich gewesen, mich hier lebendig zu begraben. Ich konnte nicht mehr zusammenhängend denken, sank zu Boden und überließ mich wieder den schreckhaftesten Phantasien, die mir baldigen Tod durch Verdursten, Ersticken, Vergiftung von der schlechten Luft vorspiegelten. Endlich erlangte ich ein wenig Geistesgegenwart und Selbstbewußtsein zurück. Ich erhob mich wieder und suchte mit meinen Fingern nach den Zwischenräumen und Ritzen der Falltür. Als ich sie entdeckt hatte, untersuchte ich sie genau, um herauszufinden, ob aus der Kajüte vielleicht ein wenig Licht durch sie hindurchdrang, doch war nicht die allergeringste Helligkeit zu entdecken. Darauf stieß ich die Klinge meines Messers hindurch, bis ich harten Widerstand traf. Ich kratzte über denselben und entdeckte, daß es eine harte, eiserne Masse sein mußte; aus der Wahrnehmung eines gewissen Wogens schloß ich, daß es ein Kabel war. Mir blieb nichts anderes übrig, als meinen Weg zu meinem Versteck zurückzusuchen und mich dort in mein trauriges Schicksal zu ergeben oder zu versuchen, meinen Geist so weit zu beruhigen, daß er irgendeinen Rettungsplan fassen konnte. Es gelang mir nach zahllosen Schwierigkeiten denn auch, meine Hölle wieder zu erreichen. Als ich mich, aufs äußerste erschöpft, auf meine Matratze hinwarf, legte sich Tiger ausgestreckt an meiner Seite nieder und schien mich durch seine Liebkosungen auffordern zu wollen, meine Leiden mit Stärke zu ertragen.

Sein merkwürdiges Benehmen erregte meine Aufmerksamkeit. Nachdem er meine Hände ein paar Minuten lang ununterbrochen geleckt hatte, hörte er ganz plötzlich damit auf und stieß ein leises Heulen aus. Dies wiederholte sich mehrere Male. Wenn ich dann meine Hand nach ihm ausstreckte, fand ich ihn regelmäßig auf dem Rücken liegen, die Pfoten nach oben ausgestreckt. Dies regelmäßig wiederholte Betragen kam mir sonderbar vor, und ich konnte mir seinen Grund nicht erklären. Da der Hund sehr traurig zu sein schien, schloß ich, daß er irgendeine Verletzung erhalten haben müsse. Ich untersuchte seine Pfoten, eine nach der andern, konnte aber keine Verwundung entdecken. Nun fiel mir ein, er könne hungrig sein, und ich gab ihm ein großes Stück Schinken, das er allerdings mit Gier verzehrte -, doch nahm er gleich darauf sein sonderbares Gebaren wieder auf. Ich glaubte nun, daß er ebenso wie ich von Durst gequält werde, und wollte diesen Schluß schon als ganz richtig annehmen, als ich mich plötzlich entsann, daß ich nur seine Pfoten untersucht hatte, während er doch an irgendeinem Teile seines Rumpfes oder Kopfes verwundet worden sein konnte. Ich untersuchte ihn nochmals, fand jedoch wieder nichts. Aber als ich meine Hand seinen Rücken hinabgleiten ließ, bemerkte ich, daß sich die Haare an einer Stelle emporgesträubt hatten, und zwar in gerader Linie um das ganze Tier herum. Ich fühlte mit meinem Finger genauer nach und entdeckte einen Bindfaden. Als ich ihm folgte, fand ich, daß er ganz um das Tier herumgeschlungen war. Bei näherem Nachspüren erfaßte ich einen Fetzen, der anscheinend Briefpapier und mittelst des Bindfadens so befestigt war, daß er sich direkt unter der linken Schulter des Tieres befand.

Kapitel III: Der tolle Hund

Sofort kam mir der Gedanke, daß das Papier eine Nachricht von August enthalten müsse, daß diesem irgend etwas zugestoßen sei, daß er zu diesem Mittel gegriffen, mich von

dem wahren Stand der Dinge zu unterrichten. Zitternd vor Erwartung begann ich nochmals, meine Phosphorstreichhölzer und Kerzen zu suchen. Ich erinnerte mich undeutlich, dieselben, kurz bevor ich in Schlaf fiel, sorgfältig verborgen zu haben, ja, kurz vor meiner letzten Fahrt nach der Falltür wußte ich noch genau, wo ich sie hingelegt hatte. Doch jetzt bemühte ich mich vergebens, mich zu entsinnen, und brachte wohl eine ganze Stunde mit angstvollem Suchen zu. Endlich, als ich nahe an der Öffnung meiner Kiste herumtappte, entdeckte ich außerhalb derselben, in der Richtung auf das Zwischendeck zu, einen schwachen Lichtschimmer.

Höchst überrascht bemühte ich mich, zu demselben zu gelangen, da er sich nur ein paar Schritte von mir fort zu befinden schien. Kaum hatte ich jedoch in dieser Absicht eine Bewegung gemacht, so verlor ich den Schein vollständig aus den Augen und mußte mich in die Kiste zu meiner ursprünglichen Stellung zurücktasten. Nun bewegte ich meinen Kopf vorsichtig hin und her und fand, daß ich, wenn ich langsam und sehr vorsichtig in entgegengesetzter Richtung vorschritt, das Licht stets im Auge behalten und mich ihm nähern konnte. Endlich gelangte ich durch unzählige, enge Windungen bis dicht zu ihm hin und entdeckte, daß es von ein paar Überbleibseln meiner Phosphorstreichhölzer ausging, die in einem leeren, auf die Seite gefallenen Fäßchen lagen. Während ich mich noch wunderte, wie sie dahin gekommen sein mochten, fiel meine Hand auf zwei oder drei Stückchen Kerzenwachs, welche der Hund offenbar angefressen hatte. Ich mußte nun wohl annehmen, daß er meinen Vorrat an Kerzen verzehrt habe, und die Hoffnung aufgeben, die Nachricht meines Freundes jemals lesen zu können. Die kleinen Überbleibsel Wachs waren so mit anderem Unrat in dem Fäßchen vermischt, daß ich mich ihrer nicht mehr bedienen konnte. So ließ ich sie, wo sie waren. Die winzigen Phosphorstückchen, die herumlagen, raffte ich, so gut es gehen wollte, zusammen und kehrte mit ihnen unter vielen Mühsalen in die Kiste zurück, wo Tiger zurückgeblieben war.

Ich wußte nicht, was tun! Der Raum war so finster, daß ich meine Hand, auch wenn ich sie dicht vor die Augen hielt, nicht sah. Der weiße Streifen Papier war kaum zu unterscheiden, und nur dann, wenn ich nicht direkt auf ihn hinblickte. Nur wenn ich ihm die äußeren Teile der Retina zusandte, das heißt flüchtig von der Seite auf ihn hinsah, wurde er einigermaßen sichtbar. Eine solche Dunkelheit herrschte also in meinem Gefängnisse, und der Brief meines Freundes, wenn es einer war, schien nur dazu angetan, mich noch mehr zu quälen, indem er meinen schon geschwächten Geist zwecklos von neuem beunruhigte. Vergebens dachte ich mir tausend absurde Mittel aus, Licht zu schaffen – Mittel, die wohl nur noch dem Opiumesser in seinem unruhigen Schlafe hätten einfallen können, von denen jedes einzelne ihm bald als das vernünftigste, bald als das verkehrteste erscheint, je nachdem der Verstand oder die Phantasie gerade die Oberhand in seinen Träumen hat. Plötzlich kam mir jedoch eine Idee, die ich für so vernünftig halten mußte, daß ich mich nur wunderte, nicht schon längst auf sie verfallen zu sein. Ich legte den Streifen Papier auf den Rücken eines Buches, nahm die Stückchen Phosphor, die ich im Fäßchen gesammelt hatte, und verteilte sie auf das Papier. Dann rieb ich mit der Handfläche schnell, doch beständig über das Ganze hin. Bald bedeckte ein heller Schimmer die ganze Fläche des Papiers, so daß ich, falls auf demselben Worte gestanden, mit Leichtigkeit hätte lesen können. Ich sah jedoch nicht eine Silbe – nichts als trauriges, leeres Weiß, die Helle erblich in wenigen Sekunden, und auch die Hoffnung erblich in mir, da jene verschwand.

Ich habe schon erwähnt, daß eine kurze Zeit vorher mein Verstand bis fast zur Blödsinnigkeit schwach geworden war. Dann traten allerdings Zwischenzeiten ein, in denen er wieder vollständig gesund, ja stark und energisch arbeitete, doch waren sie sehr selten. Man muß sich erinnern, daß ich seit gewiß sieben Tagen die verpestete Atmosphäre in einem kleinen Loch im Kielraume eines Walfischfängers einatmete und während der ganzen Zeit nur sehr knappe Rationen Wasser zu mir genommen hatte. Seit den letzten vierzehn oder fünfzehn Stunden litt ich brennenden Durst – und hatte nicht mehr geschlafen. Eingesalzene Konserven waren meine hauptsächliche, ja, seit dem

Verlust des Hammelfleisches meine einzige Nahrung gewesen. Zwar hatte ich noch die Biskuits, doch diese waren vollständig nutzlos für mich, da ich sie mit meiner geschwellenen, ausgetrockneten Kehle nicht schlucken konnte. Augenblicklich hatte ich hohes Fieber und befand mich äußerst schlecht. Dies alles wird den Umstand erklären, daß viele elende Stunden voller Verzweiflung dahingingen, ehe ich mich erinnerte, daß ich nur eine Seite des Papiers nachgelesen hatte. Es wäre vergebens, meinen Zorn (ich glaube, ich war mehr wütend als sonst etwas) zu beschreiben, als mir einfiel, welcher unglaublichen Vergeßlichkeit ich mich schuldig gemacht. Und doch wäre dies nur ganz unwichtig gewesen, wenn mir nicht meine eigene Torheit und Unüberlegtheit einen bösen Streich gespielt hätte: in meiner Enttäuschung, das Blatt unbeschrieben zu finden, hatte ich es in kindischer Wut in Stücke gerissen und dieselben, wer weiß wohin, zerstreut.

Doch erlöste mich die Klugheit Tigers. Als ich nach langem Suchen ein Stückchen von dem Briefpapier wiedergefunden, rieb ich es dem Hund einfach an die Nase und machte ihm klar, daß er das Übrige suchen müsse. Obwohl ich ihm früher keins der Kunststücke gelehrt hatte, wegen deren die Hunde seiner Rasse berühmt sind, schien er mich doch vollständig zu verstehen, strich ein paar Augenblicke lang herum, und fand bald ein anderes Stück. Er brachte es mir, hielt stille und rieb seine Nase an meiner Hand, als warte er auf ein Zeichen der Erkenntlichkeit für seine Dienste. Ich tätschelte ihn auf den Kopf, und er schob wieder davon. Es dauerte jetzt einige Minuten, ehe er zurückkam, doch brachte er dann ein sehr großes Stück. Ich schien nun alles beisammen zu haben – da ich das Ganze anscheinend nur in drei Stücke zerrissen. Glücklicherweise machte es mir keine Mühe, die Phosphorstückchen zu finden, da noch ein undeutliches Glühen von ihnen ausging. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, vorsichtig zu Werke zu gehen, und ich nahm mir Zeit, um nachzudenken, was ich zuerst zu tun habe. Höchstwahrscheinlich, sagte ich mir, standen auf der Seite, die ich nicht gesehen, Worte geschrieben – doch welche Seite war das? Wenn ich die Papierstücke zusammensetzte, gab mir dieses noch keine Auskunft, obwohl ich wußte, daß die Worte, wenn überhaupt welche da waren, alle auf einer Seite standen. Doch mußte ich versuchen, die Frage vorher sicher zu beantworten, da der Phosphor nur noch für einen Versuch genügte; wenn dieser nicht gelang, war es mir unmöglich geworden, die Nachricht zu lesen. Ich legte das Papier wie vorhin auf ein Buch und dachte einige Minuten lang nach. Es war möglich, daß die beschriebene Seite irgendwelche Unebenheiten an ihrer Oberfläche aufwies, die ein gut ausgebildeter Tastsinn vielleicht entdecken konnte. Ich beschloß, das Experiment zu machen, und strich mit meinem Finger sorgfältig über die nach oben liegende Seite, doch konnte ich nicht das geringste bemerken und wandte deshalb das Blatt auf dem Buche um. Nun strich ich mit meinem Zeigefinger wieder vorsichtig auf und ab und entdeckte, daß sein Streichen ein außerordentlich schwaches doch deutlich unwahrnehmbares Licht hervorrief. Dies konnte nur von ganz kleinen Phosphorresten herrühren, die von meinem ersten Versuche auf dem Papier zurückgeblieben. Die andere, untere Seite des Papiers also war es, die ich noch nicht gesehen und auf welcher die Nachricht, vorausgesetzt, daß sie überhaupt da war, enthalten sein mußte. Ich wandte das Blatt daher wieder um und ging wie beim ersten Mal zu Werke. Als ich die Phosphorstückchen auf dem Papier zerrieben hatte, schimmerte dieses auf – und ich erblickte große, mit roter Tinte geschriebene Schriftzüge. Der Schimmer war hell genug, doch erlosch er sehr bald wieder. Immerhin hätte er genügt, mich die drei Salze – ich hatte gleich gesehen, daß es drei waren – lesen zu lassen, wenn ich mich nicht in so maßloser Aufregung befunden hätte. In meiner Angst, nur ja alles zu lesen, erkannte ich jedoch nur die neun Schlußworte, welche folgendermaßen lauteten: >- Blut – bleibt ruhig liegen, dein Leben hängt davon ab -.<

Hätte ich den ganzen Inhalt des Briefes lesen, die ganze Warnung meines Freundes verstehen können, sie würde mich, und hätte sie mir auch das unaussprechlichste Unheil erzählt, doch nicht mit jenem grenzenlosen Entsetzen erfüllt haben, das sich beim Lesen des Bruchstückes meiner Seele bemächtigte. Denn das Wort >Blut<, dies fürchterlichste aller Worte, das stets mit düsteren Geheimnissen, Leiden und Schrecken im Bunde ist –

wie dreifach unheilvoll fiel sein Klang, losgelöst von vorhergehenden Worten, die mir seine Bedeutung an dieser Stelle erklärt hätten, in die tiefe Angst meiner Seele!

August hatte ohne Zweifel ernste Gründe, mich verborgen zu halten, und ich stellte tausend Vermutungen an, welcher Art sie wohl sein möchten. Doch kam ich zu keiner befriedigenden Lösung des Geheimnisses.

Kurz nach meiner erfolglosen Fahrt zur Falltür, ehe Tigers sonderbares Benehmen meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, war ich zu dem Entschluß gekommen, mich den Leuten an Bord auf alle Fälle bemerkbar zu machen oder, falls dieses nicht gelingen sollte, mir einen Ausgang durch das Mitteldeck zu verschaffen. Die halbe Gewißheit, daß mir einer der beiden Pläne im Notfall gewiß gelingen werde, hatte mir Mut gegeben, die Schrecken meiner Lage zu ertragen. Die wenigen Worte jedoch, die ich gelesen, schnitten mir diese letzten Auswege ab, und ich fühlte nun eigentlich zum erstenmal alle Bitternisse meines Schicksals ganz.

Verzweifelt warf ich mich wieder auf die Matratze, wo ich, vielleicht einen Tag und eine Nacht lang, in einem Zustande von Betäubung lag, den nur sehr selten kurze Momente, in denen ich klar denken konnte, unterbrachen.

Endlich erhob ich mich wieder und dachte nach über die Schrecken, die mich umgaben. Es war kaum möglich, daß ich noch weitere vierundzwanzig Stunden ohne Wasser leben konnte – nein, länger ging es ganz gewiß nicht. Während der ersten Zeit meiner Gefangenschaft hatte ich von den Likören, die mir August mitgegeben, reichlich Gebrauch gemacht, doch dienten sie jetzt bloß dazu, mein Fieber zu erhöhen, ohne meinen Durst im geringsten zu löschen. Ich hatte übrigens auch nur noch eine viertel Pinte Schnaps übrig, einen starken Pfirsichlikör, der mir schon widerstand. Die Würste waren vollständig verzehrt, vom Schinken war nur noch die äußere Schale übrig, und die Biskuits hatte Tiger bis auf ein paar klägliche Reste verzehrt. Ich bemerkte mit Entsetzen, daß mein Kopfweg mit jedem Augenblick zunahm, ebenso jenes eigentümliche Delirium, welches mich, seit ich zum erstenmal in Schlaf versunken, befallen. Vor einigen Stunden konnte ich noch, wenn auch nur mit Mühe, atmen, jetzt wurde jeder Versuch, Luft zu schöpfen, von den schmerzhaftesten Krampfempfindungen in der Brust begleitet.

Und zu all dem kam noch ein neues Entsetzen ... dieses war's auch, was mich aus meiner Betäubung auf der Matratze emporgerüttelt hatte: Das Benehmen des Hundes flößte mir die größten Befürchtungen ein.

Ich bemerkte sein verändertes Betragen zuerst, als ich bei meinem letzten Versuch, das Papier zu lesen, den Phosphor zerrieb. Er stieß seine Nase gegen meine Hand und knurrte dabei, was mir jedoch in meiner Aufregung nicht weiter auffiel, bald darauf sank ich, wie man sich entsinnen wird, wie betäubt auf meine Matratze. Dann wurde ich mir plötzlich eines eigentümlich zischenden Tones bewußt, der in der Nähe meines Ohres erklang, und entdeckte, daß er von Tiger ausging, der in größter Erregung schnaufte und keuchte und seine glühenden Pupillen durch den dunklen Raum flackern ließ. Ich rief ihn an, er antwortete mit leisem Knurren und blieb liegen. Dann verfiel ich wieder in Lethargie, aus der ich in derselben Weise wie zuvor aufgerüttelt wurde. Dies wiederholte sich noch drei- oder viermal, bis ich in solche Angst geriet, daß sie mich ganz wach machte. Tiger lag jetzt nahe an der Tür des Kastens und knurrte beängstigend, wenn auch halb unterdrückt. Dabei zeigte er die Zähne, als durchschüttelte ihn ein Krampf. Ich zweifelte nicht länger, daß ihn der Wassermangel und die schlechte Luft des Kastens toll gemacht habe, und wußte nicht, was ich mit ihm beginnen sollte. Den Gedanken, ihn zu töten, konnte ich nicht ertragen, und doch erschien es im Interesse meiner Sicherheit nötig zu sein. Ich sah deutlich, daß seine glühenden Augen mit dem Ausdruck der tödlichsten Feindschaft auf mir hafteten, und erwartete jeden Augenblick, er werde mich angreifen. Schließlich konnte ich meine gefährvolle Lage nicht länger mehr ertragen und beschloß, auf jeden Fall aus der Kiste herauszugehen und wenn er mir Widerstand

entgegensetzte, mich seiner zu entledigen. Wollte ich jedoch heraus, so mußte ich über ihn wegschreiten. Er schien meine Absicht schon zu ahnen, denn, wie ich aus der veränderten Lage seiner Augen schloß, erhob er sich auf die Vorderfüße und fletschte sein weißes Gebiß, das selbst durch die Dunkelheit leuchtete. Ich nahm die Überbleibsel des Schinkens sowie die Likörflasche an mich, ergriff das Vorschneidemesser, das mir August hinterlassen hatte, wickelte mich so vollständig wie es eben anging, in meinen Mantel und schritt auf den Ausgang der Kiste zu. Kaum hatte ich einen Schritt gemacht, so sprang mir das wütende Tier an die Kehle. Das ganze Gewicht seines Körpers drückte auf meine rechte Schulter, ich fiel heftig auf die linke, der Hund selbst sprang über mich weg. Ich war auf meine Knie gefallen, mein Kopf lag unter der Bettdecke begraben. Dieser Umstand rettete mich vor einem zweiten Angriff, ich fühlte, wie sich die scharfem Zähne des Tieres in die wollenen Umhüllungen, die meinen Hals schützten, vergruben, glücklicherweise jedoch, ohne sie durchbeißen oder abreißen zu können. Ich lag vollständig unter dem Hunde und mußte in wenigen Minuten in seiner Gewalt sein. Doch die Verzweiflung gab mir Kraft: mit einem gewaltsamen Ruck schüttelte ich ihn ab, ergriff die Decken, die auf der Matratze lagen, warf sie alle über ihn und gelangte, ehe er sich ihnen ganz entwinden konnte, zur Tür der Kiste hinaus, die ich fest hinter mir verschloß. Im Kampfe jedoch mußte ich den Schinkenüberrest fallen lassen, so daß mein ganzer Vorrat an Lebensmitteln nun in einer viertel Pinte Pfirsichschnaps bestand.

Als ich mir dessen bewußt wurde, ergriff mich einer jener Anfälle von Bösartigkeit, die man von einem verwöhnten Kinde erwartet haben sollte – ich führte die Flasche an meine Lippen, leerte sie bis auf den letzten Tropfen und warf sie dann wütend zur Erde.

Kaum war das Echo des Geklirrs verschollen, so hörte ich, daß eine leise, eifrige Stimme von der Richtung des Zwischendecks her meinen Namen rief. Der Ton kam so unerwartet und versetzte mich in so ungeheure Erregung, daß ich vergeblich zu antworten versuchte. Die Kraft der Stimme versagte vollständig, und in der Todesangst, mein Freund möchte mich für tot halten und ohne weitere Nachforschungen wieder nach oben zurückkehren, stand ich zwischen dem Gerümpel nahe an der Tür der Kiste und keuchte und kämpfte um ein Wort. Und hätte das Leben von tausend Welten von dem Tone abgehangen, ich konnte ihn nicht hervorbringen. Ich vernahm noch eine leichte Bewegung im Gerümpel in der Richtung auf mich zu. Dann wurde der Ton undeutlicher - und noch undeutlicher – und starb ganz hin. Die Gefühle, die mich in diesem Augenblick erfüllten, werde ich nie vergessen können. Er ging – mein Freund, mein Kamerad -, von dem ich das Recht hatte, Rettung zu erwarten; er verließ mich; schon war er fort! Er überließ mich dem qualvollsten Tode in einem öden, widerwärtigen Gefängnisse -, und ein Wort, eine Silbe konnte mich retten, und dieses Wort, dieser eine Ton versagte mir! Ich fühlte tausend Tode. Mein Gehirn wirbelte umher, ich fiel halb ohnmächtig am Ausgang der Kiste nieder.

Als ich hinsank, fiel auch das Vorlegemesser, das ich in meinen Gürtel gesteckt, klappernd zu Boden. Die süßeste Melodie, die ich je gehört, tat meinem Ohre nicht so wohl, als dieser harte Laut. Mit heftigster Angst lauschte ich, ob der Ton noch von August gehört worden sei, denn ich wußte, nur er konnte mich gerufen haben. Ein paar Sekunden lang blieb alles still. Aber richtig, dann hörte ich, wie er meinen Namen »Gordon« leise und zögernd wiederholte. Die Hoffnung löste den Bann von meiner Zunge, und so laut ich nur konnte rief ich: »August! August!« – »Still! Um Gottes willen, still!« erwiderte er mit vor Erregung zitternder Stimme, »ich bin sofort bei dir, sobald ich nur meinen Weg durch das Gerümpel finde!« Lange Zeit hörte ich ihn nun heruntappen, und jeder Augenblick kam mir vor wie ein Menschenalter. Endlich fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter und im gleichen Augenblick führte er auch schon eine Flasche Wasser an meine Lippen. Nur die, die einmal plötzlich dem Grabe wieder entrissen wurden und die so die unleidlichen Qualen des Durstes unter ähnlich grauenvollen Umständen wie ich kennengelernt, können sich eine Vorstellung von dem unaussprechlichen Entzücken machen, mit dem ich den ersten, langen Trunk der köstlichen Labung genoß.

Als ich meinen Durst einigermaßen gestillt, zog August drei oder vier kalte gekochte Kartoffeln aus der Tasche, die ich mit Heißhunger verschlang. Er hatte in einer Blendlaterne ein Licht mitgebracht, und die freundlichen Strahlen gewährten mir kaum weniger Kräftigung als wie die Nahrung und das Wasser. Ich verlangte danach, den Grund von allem; zu erfahren – und so erzählte er mir denn, was sich an Bord seit meiner freiwilligen Einkerkung zugetragen.

Kapitel IV: Die Meuterei

Die Brigg war, wie ich vermutet, richtig eine Stunde, nachdem August mir seine Uhr gegeben, in See gestochen. Es war der 26 Juni. Man wird sich erinnern, daß ich mich damals schon seit drei Tagen im Schiffsraum befand. Während der ganzen Zeit herrschte ein solcher Trubel an Bord, besonders in der Kajüte lief man so eifrig hin und her, daß August mich nicht besuchen konnte, ohne fürchten zu müssen, das Geheimnis der Falltür zu verraten. Als er dann endlich gekommen, hatte ich ihm versichert, es gehe mir so gut wie möglich. Die beiden folgenden Tage hatte er sich meinethalben also durchaus nicht zu beunruhigen brauchen – obwohl er auf jede Gelegenheit lauerte mich besuchen zu können. Erst am vierten Tage bot sich ihm eine dar. Mehrere Male hatte er schon den Entschluß gefaßt, seinem Vater unseren Streich mitzuteilen, doch befanden wir uns noch immer in der Nähe von Nantucket, und aus einigen Bemerkungen des Kapitäns war anzunehmen, daß er wahrscheinlich direkt zurückgekehrt sein würde, hätte er mich an Bord entdeckt. Überdies, so meinte August, hatte ich keine dringenden Bedürfnisse, so lange ich mich nicht an der Falltür bemerkbar machen würde. Er beschloß also, mich ruhig unten zu lassen, bis er eine Gelegenheit finden werde, mich ohne Gefahr zu besuchen. Dies geschah, wie ich schon sagte, erst am vierten Tage, nachdem er mir die Uhr gebracht, also am siebenten Tage, den ich in meinem Gefängnisse zubrachte. Er kam damals ohne Wasser und Vorräte zu mir herab, da er mich bitten wollte, mit ihm an die Falltür zu kommen, wo er mir beides aus der Kajüte herabreichen wollte. Als er zu diesem Zweck hinunterstieg, muß ich wohl geschlafen haben, denn er hörte mich laut schnarchen. Nach meinen Berechnungen war dies der Schlaf, in den ich gefallen, als ich mit der Uhr von der Falltür zurückgekehrt war, und der folglich länger als drei ganze Tage und drei Nächte gedauert haben mußte. Späterhin hatte ich noch oft Gelegenheit, am eigenen Leibe sowohl, wie auch aus den Erzählungen anderer, die einschläfernden Wirkungen des Geruches alten Fischöls in einem geschlossenen Räume zu erfahren, und wenn ich an den Zustand des Schiffsraumes denke, in dem ich eingekerkert war, und an die lange Zeit, während welcher die Brigg schon als Walfischfänger benutzt wurde, muß ich mich wahrhaftig noch mehr darüber wundern, daß ich überhaupt wieder wach wurde, als daß der Schlaf so lange dauerte.

August hatte mich zuerst mit leiser Stimme gerufen, ohne die Falltür zu schließen – doch öffnete ich ihm nicht. Er schloß darauf die Tür und rief mich lauter an, dann noch lauter -, ich antwortete jedoch nicht, sondern schnarchte ruhig weiter. Er wußte jetzt nicht, was er tun sollte. Wenn er sich einen Weg zu mir bahnte, brauchte er eine längere Zeit, während welcher ihn Kapitän Barnard vermissen konnte, denn er rief ihn alle Augenblicke zu schriftlichen Plänen und Entwürfen an seinen Schreibtisch. Deshalb beschloß er, wieder heraufzusteigen und eine bessere Gelegenheit, mich zu besuchen, abzuwarten. Er verließ mich also leichten Herzens wieder, denn mein Schlaf schien ein äußerst ruhiger, gesunder zu sein, und er konnte ja nicht ahnen, daß mir meine Gefangenschaft eine Qual sein werde. Während er so überlegte, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein eigentümliches Geräusch gefesselt, das aus der Kajüte, die vor der seinigen lag, zu kommen schien. Er sprang so schnell wie möglich durch die Falltür in die Höhe, schloß sie und öffnete die Tür seiner Kajüte. Kaum hatte er seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, so blitzte eine Pistole vor ihm auf, und er wurde durch einen mächtigen Schlag zu Boden geworfen.

Eine starke Hand hielt ihn am Boden fest und umklammerte seine Kehle, doch konnte er sehen, was um ihn herum vor sich ging. Sein Vater lag, an Händen und Füßen gebunden,

auf der Kajütentreppe, mit dem Kopfe nach unten. Aus einer tiefen Stirnwunde floß unaufhörlich ein breiter Blutstrom. Er sprach kein Wort und rang offenbar mit dem Tode. Etwas über ihm kniete der erste Steuermann, der ihn mit einem Ausdruck teuflischen Hohnes ansah und gelassen seine Taschen untersuchte, aus denen er schon eine Uhr und eine Briefftasche genommen hatte. Sieben Leute der Mannschaft, unter ihnen der Koch – ein Neger –, suchten in den Kajüten am Backbord nach Waffen und rüsteten sich mit Flinten und Schießvorrat aus. Außer August und Kapitän Barnard befanden sich im ganzen neun Mann in der Kajüte, und zwar waren es die wildesten und rohesten aus der Bemannung. Die Schurken begaben sich nun auf Deck und nahmen meinen Freund, dem sie die Arme auf den Rücken gebunden, mit sich. Sie begaben sich geradeswegs auf das Vorderkastell, auf dem zwei der Meuterer, mit Äxten bewaffnet, Wache hielten; und auch am Haupteingang zu den Kajüten waren zwei Männer mit Äxten aufgestellt. In diesen hinein rief nun der Steuermann mit lauter Stimme: »Hört ihr da unten? – Herauf mit euch, einer nach dem anderen! – Verstanden? Und nicht gemuckst!«

Es dauerte ein paar Minuten lang, ehe jemand erschien – endlich kam ein junger Engländer herauf. Er weinte bitterlich und bat den Steuermann demütigst, doch sein Leben zu schonen. Die einzige Antwort war ein Schlag mit der Axt vor die Stirn. Der arme Bursche sank lautlos zu Boden, der schwarze Koch hob ihn auf, als sei er ein Kind, und warf ihn ins Wasser. Als sie den Schlag und das Aufschlagen des Körpers im Wasser hörten, waren die noch in den Kajüten befindlichen Männer weder durch Versprechungen noch Drohungen zu bewegen, heraufzukommen, bis einer den Vorschlag machte, sie auszuräuchern. Nun erfolgte ein allgemeiner Sturm nach oben, und es schien einen Augenblick lang möglich, den Meuterern die Herrschaft über die Brigg wieder abzunehmen. Es gelang diesen jedoch, das Vorderkastell abzuschließen, ehe mehr als sechs der Gegner heraufkamen. Diese sechs mußten sich, da sie sich waffenlos einer bewaffneten Überzahl gegenüber sahen, nach kurzem Kampfe ergeben. Der Steuermann gab ihnen gute Worte, ohne Zweifel, um die noch unten Befindlichen zu bewegen, sich zu überliefern, denn sie konnten jedes Wort verstehen. Glänzender Erfolg krönte seine Klugheit und teuflische Schurkerei. Die übrige Mannschaft drückte ihre Absicht aus, sich zu ergeben, einer nach dem anderen kam herauf und wurde, wie zuvor die ersten, stets geknebelt und auf den Rücken geworfen. Es waren im ganzen siebenundzwanzig – die gesamte Bemannung außer den Verschwörern und dem getöteten Engländer.

Nun folgte eine Szene scheußlichster Abschlachterei. Die gefesselten Seeleute wurden zur Fallreepertreppe geschleppt. Hier stand der schwarze Koch mit einer Axt und erschlug jedes Opfer, das die anderen bewaffneten Meuterer ihm zuführten. Auf diese Weise kamen zweiundzwanzig um, August selbst gab sich längst verloren und erwartete jeden Augenblick, daß die Reihe nun an ihn kommen werde. Doch die Schufte waren entweder müde oder von ihrer blutigen Arbeit selbst angeekelt, denn man gab meinem Freunde sowie den vier übrigen Gefangenen Aufschub, der Steuermann ließ Rum holen, und die ganze Mörderbande hielt ein Trinkgelage ab, das bis zum Sonnenuntergang dauerte. Nun erhob sich ein Streit, was sie mit den übriggebliebenen Gefangenen, die ein paar Schritt von ihnen entfernt lagen und jedes Wort verstehen konnten, anfangen sollten. Auf manche der Mörder schien der Schnapsgeuß eine besänftigende Wirkung ausgeübt zu haben, denn einige von ihnen schlugen vor, die Gefangenen unter der Bedingung, daß sie sich den Aufrührern anschließen sollten, zu befreien und an den Früchten der Meuterei teilnehmen zu lassen. Der schwarze Koch jedoch, der ein wahrer Teufel war, und einen ebenso großen, wenn nicht größeren Einfluß als der Steuermann auszuüben schien, wollte auf keinen derartigen Vorschlag hören und erhob sich verschiedene Male, um seine Tätigkeit an der Fallreepertreppe wieder aufzunehmen. Glücklicherweise war er jedoch schon so betrunken, daß er von den weniger Blutdürstigen der Bande mit Leichtigkeit an der Ausführung seines Vorhabens verhindert werden konnte. Unter diesen befand sich ein Aufseher namens Dirk Peters. Er war der Sohn einer Indianerin vom Stamme der Upsarokas, die in den Black Hills an der Quelle des Missouri leben. Sein Vater war, wenn ich mich nicht irre, ein Pelzhändler, jedenfalls stand er in irgendeiner Weise mit der indianischen Handelsstation am Lewis-Flusse in Verbindung. Peters selbst war einer der

fürchterlichst aussehenden Menschen, die ich je gesehen: von kleiner Gestalt, nicht mehr als vier Fuß acht Zoll hoch, doch muskulös wie ein Herkules. Besonders seine Hände waren so dick und breit, daß sie kaum noch wie Menschenhände wirkten. Seine Arme und Beine, sonderbar gebogen, schienen an sich nicht die geringste Biegsamkeit zu besitzen, sein Kopf war ebenfalls mißgestaltet, von ungeheurer Größe und hatte oben eine Kerbe – außerdem war er vollständig kahl. Um diesen letzten Mangel zu verdecken, der nicht im Alter seinen Ursprung hatte, trug er gewöhnlich eine Perücke aus haarähnlichem Material – abwechselnd gebrauchte er dazu das Fell eines spanischen Hundes oder des amerikanischen Grizzly-Bären. Augenblicklich trug er das Stück Bärenfell auf dem Kopfe, welches das wilde Aussehen seiner Züge noch steigerte. Sein Mund ging fast von einem Ohr zum anderen. Die Lippen waren dünn und schienen wie die anderen Teile seines Gesichtes ebenfalls jeder natürlichen Bewegung unfähig. Den Ausdruck seines Gesichtes kann man sich einigermaßen vorstellen, wenn man bedenkt, daß seine Zähne lang und vorstehend waren und nicht einen Augenblick lang auch nur teilweise von den Lippen bedeckt wurden. Wenn man den Menschen flüchtig betrachtete, mußte man glauben, er sei von einem Lachkrampf ergriffen; ein aufmerksamer Blick ließ schauernd erkennen, daß, wenn dieser Ausdruck Heiterkeit bedeutete, diese Heiterkeit die eines Satans sein mußte. Die Seeleute von Nantucket erzählten sich viele Anekdoten von diesem sonderbaren Wesen, seltsame Geschichten von seiner ans Wunderbare grenzenden Kraft, die er stets zeige, wenn man ihn irgendwie reizte. Zur Zeit der Meuterei wurde er an Bord des ›Grampus‹ jedoch eher mit Spott angesehen. Ich habe die Person Dirk Peters' so ausführlich geschildert, weil ihm, trotz seines wilden Äußeren, mein Freund August seine Rettung vor allem zu verdanken hatte; und weil ich ihn auch im Laufe meiner Erzählung des öfteren erwähnen muß.

Nach langer Unentschiedenheit und heftigen Auseinandersetzungen wurde endlich bestimmt, daß alle Gefangenen, mit Ausnahme Augusts, den Dirk Peters scherzhafterweise als »seinen Sekretär« für sich in Anspruch nahm, auf einem der kleinsten Boote den Wellen übergeben werden sollten. Der Steuermann stieg in die Kabine hinunter, um zu sehen, ob Kapitän Barnard noch lebe, denn, wie man sich erinnern wird, hatten ihn die Mörder, als sie sich auf Deck begaben, unten liegen lassen. Nach kurzer Zeit kamen beide zusammen zum Vorschein, der Kapitän war bleich wie der Tod, schien sich jedoch von seiner Wunde ein wenig erholt zu haben. Er sprach den Männern in kaum artikulierten Worten zu, bat sie, ihn nicht über Bord zu werfen, sondern sich wieder auf ihre Pflicht zu besinnen. Er versprach ihnen, sie ans Land zu setzen, sobald und wo sie nur wollten, und keinerlei Schritte gegen sie zu unternehmen. Er hätte ebensogut dem Winde zureden können. Zwei der Schufte ergriffen ihn ohne weiteres bei den Armen und stießen ihn über Bord in das Boot, welches man, während der Steuermann nach unten ging, schon herabgelassen hatte. Die Fesseln der vier Gefangenen an Bord wurden gelöst und sie selbst aufgefordert, dem Kapitän zu folgen, was sie, ohne Widerstand zu versuchen, taten. August wurde in seiner qualvollen Lage gelassen, obwohl er sich losreißen wollte und um die Gnade bat, seinem Vater Lebewohl sagen zu dürfen. Dann ließ man noch eine Handvoll Schiffsbiskuits und einen Krug Wasser in das Boot hinab, das weder mit einem Mast, noch Ruder, noch Segeln, noch einem Kompaß ausgerüstet war. Die Meuterer hielten noch eine kurze Beratung ab und überließen das Boot hierauf den Wellen. Mittlerweile war es Nacht geworden - weder Mond noch Sterne schienen – die See wogte kurz und unfreundlich, obgleich es nicht mehr windig war. Man verlor das Boot aus dem Gesicht, den Unglücklichen darinnen schien jede Hoffnung abgeschnitten. Wir befanden uns damals unter dem 35°3' nördlicher Breite und dem 61°2' westlicher Länge, folglich in nicht allzuweiter Entfernung von den Bermudainseln. August versuchte sich deshalb mit der Möglichkeit zu trösten, das Boot werde entweder das Land erreichen oder doch so weit in dessen Nähe gelangen, daß es von abfahrenden Schiffen aufgefischt werden konnte.

Die Brigg entfaltete nun alle Segel und setzte ihre ursprüngliche Fahrt nach Südwesten fort. Die Meuterer wollten auf Raub ausgehen – soweit man ihre Reden verstehen konnte, hatten sie vor, ein Schiff, das sich auf dem Wege von den Kapverdischen Inseln

nach Porto Rico befand, aufzufangen. Meinem Freunde August schenkte man weiter keine Aufmerksamkeit, man löste seine Fesseln und ließ ihn frei umhergehen. Dirk Peters behandelte ihn mit einer gewissen Güte und rettete ihn einmal vor der Brutalität des schwarzen Kochs. Seine Lage war noch immer sehr gefährlich, denn die Leute waren stets betrunken, und auf ihren guten Willen ihm gegenüber konnte er sich deshalb nicht recht verlassen. Die Angst um mich quälte ihn jedoch, wie er sagte, mehr wie seine eigenen Leiden; ich habe auch nie an der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft gezweifelt. Mehr als einmal hatte er erwogen, ob er die Meuterer von meiner Anwesenheit unterrichten sollte, doch die Erinnerung an die Scheußlichkeiten, die er gesehen, wie auch die Hoffnung, mir bald Erleichterung schaffen zu können, hielten ihn immer wieder davon ab. Er wartete angstvoll auf eine Gelegenheit, zu mir zu kommen, doch bot sie sich erst drei Tage, nachdem man das Boot mit den Unglücklichen den Wellen übergeben. Endlich, in der Nacht des dritten Tages, blies plötzlich ein heftiger Sturm aus Osten, und die Mannschaft war infolgedessen eifrig beschäftigt. Während des Tumultes begab sich August unbeachtet in die Kajüte. Mit großem Schrecken und Kummer entdeckte er, daß man dieselbe zu einem Aufbewahrungsort für Vorräte und Schiffsgeschäften gemacht hatte und daß verschiedene Faden Kabeldrahtes, die früher unter der Kajütentreppe gelegen hatten, hervorgezogen worden waren, um Platz für eine Kiste zu machen, und nun gerade auf der Falltür lagen. Es war unmöglich, sie fortzubewegen, ohne sich der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, und er kehrte, so schnell wie's nur gehen wollte, auf Deck zurück. Als er hinaufkam, ergriff ihn der Steuermann an der Kehle, fragte ihn, was er in der Kajüte gemacht habe und wollte ihn über Backbord werfen. Dirk Peters rettete jedoch durch sein Dazwischentreten zum zweitenmal sein Leben. Indessen legte man jetzt meinem Freunde Handschellen an und band seine Füße fest zusammen. Er wurde auf das Zwischendeck gezerrt und in der Nähe des Vorderkastells in eine Schlafstelle geworfen. Er werde seinen Fuß nicht eher wieder auf Deck setzen, bis die Brigg keine Brigg mehr sei, rief ihm der Koch, der ihn dorthingeworfen noch zu. Es war nicht recht klar, was er eigentlich mit dieser Drohung meinte. Die ganze Wendung der Dinge aber gab das entscheidende Mittel zu meiner Befreiung, wie man gleich sehen wird.

Kapitel V: Der Brief

Als der Koch das Vorderkastell verlassen hatte, war August zunächst ganz verzweifelt, da er nicht hoffen durfte, sein eigenes Gefängnis jemals lebend wieder zu verlassen. Dann dachte er wieder an mich und faßte so halb und halb schon den Entschluß, den ersten besten, der sich ihm näherte, von mir und meinem Versteck zu erzählen, denn er hielt es immerhin noch für besser, mich der nicht unmöglichen Gnade der Meuterer anheimzugeben als dem Tode durch Verdursten zu überlassen. Ich war nun seit zehn Tagen eingekerkert, und der Krug, den er mir mitgegeben, enthielt kaum Wasser genug für vier. Als er noch darüber nachdachte, kam ihm ganz plötzlich der Gedanke, es könne wohl möglich sein, sich durch den Hauptkielraum hindurch mit mir zu verständigen. Unter allen anderen Umständen hätte ihn die Schwierigkeit und Unberechenbarkeit eines solchen Versuches wohl von demselben abgehalten. Augenblicklich hatte er jedoch nur wenig Aussicht, am Leben zu bleiben, hatte also so gut wie nichts zu verlieren und konzentrierte sein ganzes Sinnen auf die Ausführung des Planes.

Seine erste Sorge galt den Handschellen. Anfangs sah er keine Möglichkeit, sie zu entfernen. Nach aufmerksamerem Nachforschen entdeckte er jedoch, daß man sie, wenn er nur die Hände recht zusammenpreßte, ohne allzuviel Anstrengung abstreifen und wieder überziehen konnte. Die Fesseln waren nämlich nicht für so junge Personen berechnet, deren zartere Knochen einem festen Druck noch nachgeben. Er band nun auch seine Füße los, ließ den Strick jedoch so geschlungen, daß er, im Falle sich jemand näherte, ihn mit Leichtigkeit wieder um seine Glieder befestigen konnte, und begann den Boden unter ihm, der ihn von dem Kielraum trennte, zu untersuchen. Er bestand aus weichen Fichtenholzbrettern von einem Zoll Dicke, durch welche man, wie er gleich sah, ohne sonderliche Mühe ein Loch bohren konnte. Doch vernahm er plötzlich eine Stimme

vom Vorderkastell her und hatte gerade noch so viel Zeit, sich die rechte Handschelle wieder anzulegen – die linke hatte er noch nicht abgestreift und den Strick um seine Knöchel zu befestigen, ehe Dirk Peters herunterkam, gefolgt von Tiger, der sofort in den Schlafrum sprang und sich zu Augusts Füßen niederlegte. Mein Freund hatte den Hund mit an Bord gebracht, weil er meine Zuneigung zu dem Tiere kannte und annahm, es werde mir Vergnügen bereiten, ihn während der ganzen Reise um mich zu haben. Kurz nachdem er mich in dem Kielraum versteckt hatte, ging er noch einmal in mein väterliches Haus und holte ihn, vergaß jedoch, als er die Uhr brachte, mir dieses mitzuteilen. Seit der Meuterei hatte August ihn nicht mehr gesehen und glaubte, einer der Schufte aus der Gesellschaft des Steuermanns habe ihn über Bord geworfen. Später stellte es sich heraus, daß er in ein Loch unter ein Walfischboot gekrochen, das so klein war, daß er nicht allein wieder herauskonnte. Peters befreite ihn endlich und brachte ihn in einer Anwendung von Gutmütigkeit August als Gefährten mit und außerdem zur Stärkung etwas Pökelfleisch, ein paar Kartoffeln und einen Krug mit Wasser. Dann begab er sich wieder auf Deck, nachdem er versprochen, am nächsten Tage mit mehr Lebensmitteln wiederzukommen. Als er gegangen war, befreite August seine beiden Hände von den Handschellen und löste auch seine Füße wieder los. Dann hob er ein Ende der Matratze, auf welcher er lag, in die Höhe und begann mit dem Taschenmesser – man hatte es nicht für nötig befunden ihn zu untersuchen – aus Leibeskräften an der Wandbekleidung, ganz nahe den Fußbodenbrettern, zu schnitzen. Sollte sich jemand nähern, so brauchte er bloß die Matratze herabfallen zu lassen, um jede Spur seiner Arbeit zu verstecken. Doch wurde er den ganzen Tag nicht mehr gestört, und als die Nacht kam, hatte er die Planke vollständig durchschnitten. Niemand von der Mannschaft schlief mehr auf dem Vorderkastell, die Kerle hielten sich seit der Meuterei nur noch in den Kajüten auf, tranken Wein, ließen sich's bei den Vorräten des Kapitäns Barnard wohl sein und kümmerten sich um die Führung des Schiffes nur so viel, wie durchaus nötig war. Dies alles kam meinem Freunde und mir sehr zustatten; hätte Ordnung auf dem Schiffe geherrscht, er würde mich unmöglich erreicht haben. So jedoch setzte er das Rettungswerk ungestört fort. Der Tag graute schon, als er auch die zweite Planke, etwa einen Fuß über der ersten, durchschnitten hatte. Die Öffnung war jetzt groß genug, um einen leichten Durchgang zum Hauptmitteldeck zu gestatten. Er kroch hindurch und bahnte sich ohne zu große Mühe den Weg zur unteren Kajütluke, obgleich er über aufgestapelte Ölfässer kriechen mußte, die sich so hoch an die Decke erhoben, daß kaum Raum genug für seinen Körper blieb. Als er die Luke erreichte, fand er, daß Tiger ihm gefolgt war und unter zwei Reihen von Fässern heulte. Doch es war jetzt zu spät, um vor Tagesgrauen zu mir zu gelangen, denn die Hauptschwierigkeit, das Hindurchwinden durch den vollgepackten unteren Schiffsraum, war noch zu bestehen. Er beschloß also, zurückzukehren und die nächste Nacht abzuwarten. Doch löste er die Luke schon ein wenig, um beim nächsten Kommen weniger Lärm auf einmal machen zu müssen. Kaum hatte er es getan, so sprang Tiger eifrig auf die kleine Öffnung zu, schnupperte an ihr herum, stieß ein langes Winseln aus und kratzte, als wolle er die Luke mit seinen Pfoten entfernen. Sein Benehmen bewies deutlich, daß er sich meiner Anwesenheit im Schiffsraum bewußt geworden, und August hielt es für möglich, daß Tiger, wenn er ihn hinunterließe, den Weg zu mir finden werde. Nun kam er auf den Gedanken, mir eine Benachrichtigung zukommen zu lassen, die mich verhindern sollte, mir selbst einen Weg nach oben zu bahnen, wenigstens augenblicklich schon. Der Brief war von doppelter Wichtigkeit, da er ja nicht bestimmt wußte, ob es ihm in der folgenden Nacht gelingen werde, mich zu erreichen. Die späteren Ereignisse bewiesen, wie glücklich dieser Gedanke war, denn hätte ich den Brief nicht erhalten, so würde ich irgendeinen, wenn auch ganz verzweifelten Versuch gemacht haben, die Mannschaft auf mich aufmerksam zu machen, und hätte unser beider Leben dadurch wohl mit Sicherheit verwirkt.

Als August beschloss, an mich zu schreiben, versuchte er gleich, sich die nötigen Materialien zu verschaffen. Ein alter Zahnstocher war bald in eine Feder verwandelt, und zwar nur durch tastendes Zuspitzen und Feilen, denn auf den Zwischendecks war es stockfinster. Die Rückseite eines Briefes bot ihm Papier genug – nun fehlte bloß noch Tinte. Diese verschaffte er sich durch einen kleinen Einschnitt mit seinem Federmesser in die innere Seite eines Fingers ganz in der Nähe des Nagels. Wie gewöhnlich aus Wunden

in dieser Nähe drang reichlich Blut hervor, und August schrieb, so gut es bei den Umständen und in der Dunkelheit gehen wollte, seinen Brief. Er teilte mir kurz mit, daß ich auf baldige Verproviantierung hoffen, jedoch kein Geräusch machen dürfe. Er schloß mit den Worten: ›Ich habe dies mit Blut geschrieben - bleibe ruhig liegen, dein Leben hängt davon ab.<

Dies Papier band er dem Hunde um und ließ ihn die Luke hinab; er selbst begab sich, so schnell es eben ging, auf das Vorderkastell zurück und konnte annehmen, daß niemand von der Mannschaft seine Abwesenheit bemerkt hatte. Um das Loch in der Wand zu verdecken, trieb er sein Messer gerade über demselben hinein und hing ein Kamisol, das er auf dem Boden gefunden, daran auf. Darin aber streifte er seine Handschellen wieder an und befestigte auch den Strick wieder um seine Füße. Kaum war er damit fertig, so kam Dirk Peters zu ihm herunter. Er war vollständig betrunken, doch in ausgezeichneter Stimmung, und brachte meinem Freunde die ihm für den folgenden Tag gewährten Lebensmittel. Es waren ungefähr zwölf Stück großer gerösteter Kartoffeln und ein Krug mit Wasser. Er setzte sich auf eine Kiste neben der Schlafstätte Augusts und erzählte diesem von dem Steuermanne und den Schicksalen der Brigg. Sein Benehmen war äußerst sonderbar, ja, grotesk und beunruhigte meinen Freund nicht wenig. Endlich begab er sich wieder auf Deck und munkelte dabei etwas von einem guten Mittagessen, das er seinem Gefangenen am folgenden Tage bringen wolle. Während des Tages kamen noch zwei von der Mannschaft, darunter der Koch, zu ihm - alle im letzten Stadium der Betrunkenheit. Sie sprachen ganz offen von ihren Plänen, schienen aber dabei sehr geteilter Meinung zu sein – nur in einem Punkte waren sie einig: das Schiff von den Kapverdischen Inseln, das sie jeden Augenblick erwarteten, zu überfallen und auszurauben. Allem Anschein nach war jedoch die Meuterei nicht bloß um der Beute willen in Szene gesetzt worden – ein unbegreiflicher Haß des Steuermanns gegen Kapitän Barnard hatte wohl den Hauptanstoß gegeben. Im allgemeinen schien sich die Mannschaft in zwei Parteien geteilt zu haben - die eine wurde von dem Steuermann, die andere von dem Koch angeführt. Die erste Partei war dafür, das nächste geeignete Schiff, das ihnen begegnen würde, zu überfallen und auf einer der Westindischen Inseln zum Raubschiff auszurüsten. Die zweite, stärkere Partei, zu der sich auch Dirk Peters bekannte, wollte die ursprüngliche Richtung der Brigg zum südlichen Stillen Ozean beibehalten, um dort entweder auf den Walfischfang zu gehen oder sonst irgend etwas anderes zu unternehmen, je nach den Umständen. Die Erzählungen des wilden Peters', der diese Gegenden oft besucht, übten offenbar einen starken Eindruck auf die Meuterer aus, da sie zwischen Versprechungen von Beute und Vergnügen geschickt hin und her schwankten. Peters beschrieb nämlich ausführlich, wieviel Neues und Amüsantes man auf den zahllosen Inseln im Stillen Ozean zu sehen bekäme, wie sicher und frei sie sich dort bewegen könnten, wie köstlich das Klima sei, wie reichlich es die vorzüglichsten Lebensmittel hervorbringe, und wie über alle Beschreibung schön die Frauen seien, die dort lebten. Doch war man bis jetzt noch zu keinem entscheidenden Entschlusse gekommen, wenn auch die lockenden Bilder Dirk Peters' die leicht erregbare Phantasie der Seeleute stark beschäftigten und es wahrscheinlich machten, daß man seinen Vorschlägen bald allgemein Gehör schenken werde.

Die drei Männer gingen nach einer Stunde wieder hinauf, und den ganzen Tag betrat niemand mehr das Vorderkastell. August lag still, bis es fast Nacht geworden. Dann befreite er sich von seinen Fesseln und schickte sich zu seinem Besuche bei mir an. In einer der Schlafstätten fand er eine Flasche, diese füllte er mit Wasser aus dem Krüge, der ihm Peters gebracht und steckte in seine Tasche einige der kalten Kartoffeln. Zu seiner größten Freude trieb er auch irgendwo eine Laterne auf, in der noch ein Stückchen Kerze steckte. Diese konnte er jeden Augenblick anzünden, da er eine Schachtel mit Streichhölzern bei sich hatte. Als es vollständig dunkel geworden, erhob er sich von seinem Lager, legte die Decken auf seinem Bette so wieder hin, daß sie den Eindruck erweckten, als bedeckten sie eine schlafende Person, zwängte sich durch das Loch in der Wand und hing das Kamisol wieder an dem Messer über dem Loche auf. Dies gelang ihm sehr leicht, da er die Planke, die er aus der Wand herausgenommen, nicht wieder

einsetzte. Nun befand er sich auf dem Hauptmitteldeck (und bahnte sich zwischen dem oberen Deck und den Ölfässern seinen Weg zu der Hauptluke. Als er sie erreicht hatte, steckte er die Kerze an und zwängte sich mit vieler Mühe durch das aufgestaute Gerümpel im Kielraum. Nach ein paar Augenblicken schon begann der unerträgliche Geruch und die dicke Atmosphäre ihn höchlichst zu beunruhigen. Er hielt es kaum noch für möglich, daß ich in solcher Luft am Leben geblieben sei. Wiederholt rief er meinen Namen, doch antwortete ich ihm nicht, und er glaubte seine Befürchtungen schon bestätigt zu sehen. Die Brigg schwankte heftig, und infolgedessen herrschte im Kielraum ein derartig starkes Geräusch, daß es ganz unmöglich war, ein schwächeres Geräusch, mein Atmen oder schnarchen vielleicht, zu erlauschen. Er öffnete die Laterne und hielt sie, wo sich nur Raum bot, hoch in die Höhe, damit ich, wenn ich noch lebte und das Licht sah, mir sagen mußte, es nahe sich Hilfe. Aber er hörte noch immer nichts von mir, und die Überzeugung, ich sei tot, befestigte sich in ihm immer mehr und mehr. Doch beschloß er, wenn nur irgend möglich, sich einen Weg bis zur Kiste zu bahnen, um wenigstens jeden letzten Zweifel über mein Schicksal sich zu benehmen. In einem schrecklichen Zustande drang er weiter, bis er endlich den Weg ganz versperrt fand und keine Möglichkeit sah, vorwärts zu kommen. Traurig setzte er sich zwischen dem Gerümpel hin und weinte wie ein Kind. In diesem Augenblicke vernahm er das Klirren der Flasche, die ich zu Boden geschleudert hatte. Von diesem unbedeutenden, glücklichen Umstände hing mein Schicksal ab. Doch verging lange Zeit, ehe ich es erfuhr. Eine leicht begreifliche Scham über seine Schwäche und Unentschlossenheit verhinderte, daß August mir alles das gleich erzählte, was er mir später einmal in einer vertraulichen, glücklicheren Stunde enthüllte. Als er den Weg im Kielraume durch Hindernisse versperrt fand, die er unmöglich überschreiten konnte, hatte er beschlossen, das Suchen nach mir aufzugeben und sich zum Vorderkastell zurückzuschleichen. Ehe man ihn dafür verdammt, stelle man sich noch einmal die fürchterlichen Umstände vor, in denen er sich befand. Die Nacht schwand schon dahin, seine Abwesenheit vom Vorderkastell konnte leicht bemerkt werden und wurde es unbedingt, wenn es ihm nicht gelang, vor Tagesanbruch seine Schlafstätte wieder zu erreichen. Die Kerze war dem Verlöschen nahe, und sich im Dunkeln zu der Hauptluke zurückzutappen, war mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden. Außerdem hatte er Grund genug, mich für tot zu halten, und in diesem Falle konnte er mir doch keine Hilfe mehr bringen, während er selbst verderben mußte. Er hatte mich verschiedene Male gerufen, ohne Antwort zu erhalten. Seit elf Tagen und elf Nächten hatte ich kein anderes Wasser, als das in dem Krüge -, und es war anzunehmen, daß ich dies schon in den ersten Tagen vollständig aufgebraucht hatte, da ich doch vernünftigerweise auf baldige Befreiung hoffen durfte. Die Atmosphäre des Schiffsraumes schien ihm, der aus verhältnismäßig guter Luft kam, vollständig vergiftet zu sein und mußte ihm viel unerträglicher vorkommen als mir zu der Zeit, in welcher ich mein Quartier in der Kiste aufgeschlagen, denn damals hatten die Luken monatelang offen gestanden. erinnert man sich noch dazu der Blut- und Schauerszenen, denen mein Freund vor kurzem beigewohnt, seiner Gefangenschaft, der Entbehungen und Todesgefahren, in denen er selbst noch immer schwebte – all dieser Umstände, die nur zu sehr darnach angetan waren, die Energie zu schwächen -, so wird man für diese Verleugnung der Freundespflichten, wie ich, kaum Kummer, aber sicherlich keinen Zorn empfinden können. Obgleich August das Klirren der Flasche deutlich gehört hatte, war er doch nicht sicher, ob der Ton von dem Schiffsräume ausging. Dieser Zweifel genügte jedoch, um ihn zu bewegen, weiter nach mir zu forschen. Er kletterte sofort an den Kisten bis fast zum Mitteldeck empor, wartete einen Augenblick, bis das Geräusch ein wenig nachließ, und rief dann, so laut er konnte, meinen Namen. Einen Augenblick lang vergaß er vollständig, welcher Gefahr er sich aussetzte, wenn ihn jemand von der Mannschaft hörte. Man wird sich erinnern, daß ich seine Stimme jetzt vernahm, doch so heftig erregt wurde, daß ich nicht antworten konnte. Vollständig überzeugt, daß seine Befürchtungen begründet seien, stieg er herab und versuchte, ohne Zeitverlust das Vorderkastell wieder zu erreichen. In seiner Eile warf er ein paar kleine Kisten um – das Geräusch, das sie verursachten, hörte ich, wie man sich entsinnen wird. Er war schon ziemlich weit zurückgeklettert, als er den Fall des Messers vernahm und nochmals zögerte. Er kehrte wieder um, erklimmte das Gerümpel an der alten Stelle zum zweitenmal und rief meinen Namen so laut wie vorhin. Diesmal fand ich die Kraft, zu

antworten. Überfroh, mich noch am Leben zu finden, beschloß er nun, jeder Gefahr und Mühe zu trotzen und mich aufzusuchen. Nachdem er sich so rasch wie möglich dem Gerümpellabyrinth entwunden, kam er zuletzt an einen Gang, der besser zu sein schien, und erreichte endlich im Zustande äußerster Erschöpfung die Kiste, vor der ich am Boden lag.

Kapitel VI: Eine Hoffnung

Diese größten Einzelheiten teilte mir August mit, während wir vor der Kiste standen. Erst sehr viel später erfuhr ich auch die Nebenumstände. Er fürchtete jetzt zu sehr, vermißt zu werden, und ich brannte vor Ungeduld, mein widerwärtiges Gefängnis zu verlassen. Wir beschlossen also, uns sofort beide durch die Luke nach oben zu begeben: ich mußte einstweilen auf dem Mitteldeck in der Nähe des Loches, das August in die Wand gebohrt, bleiben, während er selbst auf seinem Lager Beobachtungen anstellen wollte. Den Gedanken jedoch, Tiger in der Kiste zu lassen, konnte keiner von uns ertragen, nur wußten wir nicht recht, wie wir uns seiner bemächtigen sollten. Er schien vollständig ruhig zu sein, wir konnten nicht einmal seine Atemzüge unterscheiden, als wir unser Ohr an die Kiste legten. Ich nahm mit Gewißheit an, daß er tot sei, öffnete die Tür und fand ihn betäubt, der Länge nach, doch offenbar noch lebendig, am Boden liegen. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, doch konnte ich es nicht übers Herz bringen, das Tier, das zweimal mein Leben gerettet, zu verlassen, ohne etwas zu seiner Rettung zu unternehmen. Wir zogen ihn also mit großer Mühe hinter uns her, August war oft gezwungen, irgendwelche Hindernisse mit dem Tier im Arme zu überklettern und Kraftleistungen zu vollbringen, zu denen ich in meinem jämmerlichen Zustande vollständig unfähig war. Endlich erreichten er das Loch, August kletterte hindurch, und Tiger wurde nachgeschoben. Während ich, wie abgemacht, in der Nähe des Loches blieb, durch das mir mein Freund mit Leichtigkeit einen Teil seiner Lebensmittel zukommen lassen und ich eine verhältnismäßig reine Luft einatmen konnte.

Da an Bord des ›Grampus‹ allenthalben schlecht gestaut worden war und auf dem Mitteldeck dasselbe wüste Durcheinander von Öltonnen und Schiffsgerätschaften herrschte wie unten im Kielraum, fiel es mir nicht schwer, eine freie Stelle zu finden, auf der ich es mir leidlich bequem machen konnte.

Als mein Freund glücklich in seine Schlafstätte zurückgekehrt war und sich seine Arm- und Beinfesseln wieder angelegt hatte, war es heller Tag geworden. Und kaum hatte er sich wieder ausgestreckt, da kamen auch schon der Steuermann Dirk Peters und der Koch zu ihm herunter. Sie sprachen einige zeitlang von dem Schiff, das sie vom Kap Verde mit Ungeduld erwarteten. Der Koch näherte sich der Schlafstätte meines Freundes und setzte sich am Kopfende derselben nieder. Ich konnte alles sehen und hören, denn August hatte das herausgeschnittene Bretterstück nicht wieder in die Wand eingefügt, und ich fürchtete mehr als einmal, daß der Neger gegen das Kamisol, das die Öffnung verdeckte, stoßen und alles entdecken werde. Aber wir hatten Glück; und da August das Kamisol an seinem unteren Ende ebenfalls gut befestigt hatte, konnte es nicht von selbst hin und her schwanken. Während der ganzen Zeit lag Tiger am Fuße der Schlafstelle und schien sich wieder zu erholen, denn ich sah, wie er von Zeit zu Zeit die Augen öffnete, und hörte ihn tief Atem schöpfen.

Nach einigen Minuten stiegen der Steuermann und der Koch wieder hinauf, nur Dirk Peters blieb unten und setzte sich, sobald sie gegangen, auf den Platz, den der Koch eben verlassen. Er begann sich sehr freundschaftlich mit August zu unterhalten, und ich bemerkte, daß die Betrunktheit, die er in Gegenwart der beiden anderen zur Schau getragen, größtenteils erheuchelt war. Er antwortete auf alle Fragen, die ihm August stellte, schnell und deutlich, und erzählte, es sei kein Zweifel, daß das Boot mit Kapitän Barnard und den anderen Unglücklichen aufgefangen worden sei, da man an dem fraglichen Tage kurz vor Sonnenuntergang nicht weniger als fünf Segel gesehen. Auch sonst begann er zu meiner großen Freude und Überraschung meinen Freund zu trösten,

und plötzlich stieg mir der Gedanke auf, Peters könne uns helfen, die Brigg wieder zu gewinnen. Sobald sich Gelegenheit bot, teilte ich meinem Freunde meinen Plan mit. Auch er glaubte, es sei nicht unmöglich, der Mörderbande ihren Raub wieder abzugeben, machte mich jedoch darauf aufmerksam, wie notwendig es sei, mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen, da das lebenswürdige Benehmen des Mestizen ja bloß eine List sein konnte. Überdies mußte man zuweilen zweifeln, ob es mit seinem Verstande ganz in der Ordnung sei. Nach ungefähr einer Stunde begab sich Peters wieder auf Deck und kam erst zu Mittag mit einer tüchtigen Portion Pökelfleisch und Pudding wieder zurück. Sobald wir allein waren, nahm ich mit Freuden meinen Teil davon in Empfang. Als es Abend geworden, begab ich mich in die Schlafstätte zu August und schlief herzlich und gesund bis fast zum Tagesanbruch. Dann kroch ich in mein Loch zurück. Als es ganz hell geworden, sahen wir, daß Tiger sich vollständig erholt hatte. Er zeigte keine Spur von Wasserscheu, denn er trank das Wasser, das August ihm anbot, mit äußerster Gier. Während des Tages kehrten sein Appetit und seine Kräfte vollständig wieder zurück. Ohne Zweifel waren seine sonderbaren Wutanfälle die Folgen der giftigen Atmosphäre in dem Schiffsraume und nicht des Wassermangels und hatten keine Verwandtschaft mit der Tollwut der Hunde. Ich freute mich herzlich, ihn mit heraufgenommen zu haben. Wir schrieben den 30. Juni -, es war der dreizehnte Tag, seit der ›Grampus‹ Nantucket verlassen.

Am 2. Juli kam der Steuermann nach unten. Er war betrunken, wie gewöhnlich, und in ausgezeichneter Laune. Er trat an Augusts Schlafstätte heran, gab ihm einen Puff in den Rücken, fragte, wie er sich benehmen werde, wenn man ihn jetzt freilasse, und ob er versprechen wolle, niemals mehr in die Kajüte zu gehen. Mein Freund versprach natürlich alles, worauf hin der Steuermann von seinen Fesseln befreite und aus einer Rumflasche, die er in der Tasche bei sich führte, trinken ließ. Sie stiegen nun zusammen auf Deck hinauf, und ich sah August während der nächsten drei Stunden nicht wieder. Dann jedoch brachte er mir die frohe Botschaft, daß man ihm erlaubt habe, sich auf dem Schiffe vom Hauptmast vorwärts frei zu bewegen; schlafen müsse er nach wie vor auf dem Vorderkastell. Er brachte mir ein gutes Mittagessen und reichlich Trinkwasser. Die Brigg kreuzte noch immer umher, um das Schiff vom Kap Verde abzufangen. Da die Ereignisse der folgenden sieben Tage sehr unwichtig waren, will ich sie kurz in der Form eines Tagebuches mitteilen.

3. Juli. August brachte mir drei Decken, mit denen ich mir in meinem Versteck ein bequemes Bett herrichtete. Außer meinem Freunde kam den Tag über niemand herunter. Tiger ließ sich gerade vor dem Loche nieder und schlief schwer, als habe er sich von den Folgen seiner Krankheit doch noch nicht gänzlich erholt. Gegen Abend wurde die Brigg von einer plötzlichen Brise überrascht, ehe man die Segel einziehen konnte, und dadurch fast zum Umschlagen gebracht. Doch beruhigte sich das Wetter bald wieder, und wir erlitten weiter keinen Schaden, nur ein kleineres Segel riß mitten durch.

Dirk Peters behandelte August den ganzen Tag über mit großer Güte und erzählte ihm vieles über den Stillen Ozean und die Inseln in demselben, die er früher besucht. Er fragte ihn, ob er nicht Lust habe, mit der ganzen Mannschaft eine Vergnügungs- und Forschungsreise dahin zu unternehmen -, leider seien die anderen doch mehr für die Absichten des Steuermanns. August hielt es für das beste zu antworten, er würde sich glücklich schätzen, an der Expedition dahin teilnehmen zu dürfen, da man ja doch nichts Besseres tun könne und jedes andere Leben dem eines Piraten vorzuziehen sei.

4. Juli August brachte den größten Teil der Zeit auf Deck zu, um sich über die Absichten der Aufrührer möglichst genau zu informieren. Sie hatten häufig heftigen Streit miteinander; infolge einer Zwistigkeit wurde ein Harpunierer namens Jim Bonner über Bord geworfen. Die Partei des Steuermanns gewann immer mehr Boden: Jim Bonner gehörte zu den Anhängern des Kochs, zu denen auch Peters zählte.

5. Juli Gegen Tagesanbruch wehte eine steife Brise aus Westen, die sich gegen Mittag in einen Sturm verwandelte, sodaß alle Segel bis auf das Focksegel eingezogen werden mußten. Simms, einer der Matrosen, der zur Bande des Kochs gehörte, fiel beim Einziehen des kleinen Marssegels über Bord, er war vollständig betrunken, und da niemand ihn zu retten versuchte, verschwand er bald in den Wellen. Wir waren nun im ganzen zu dreizehn an Bord, nämlich: Dirk Peters -, Seymour, der schwarze Koch -, Jones -, Greely -, Hartmann Rogers und William Allen, diese alle gehörten zur Partei des Kochs; dann der Steuermann, dessen Namen ich nicht erfahren habe -, Absalon Hicks -, Wilson -, John Hunt und Richard Parker, die Anhänger des Steuermanns; außerdem noch August und ich.

6. Juli Der Sturm hielt den ganzen Tag an, er brachte plötzliche, heftige Windstöße und Regen. Die Brigg schöpfte nicht wenig Wasser, die Plumpe war in beständiger Bewegung, August arbeitete wie jeder andere. In der Dämmerung kam ein großes Schiff nahe an uns vorbei; wir bemerkten es erst, als es auf Hörweite vorüber war. Man nahm an, daß es das Fahrzeug war, auf das man gelauert hatte. Der Steuermann rief es an, doch wurde die Antwort von dem Toben des Sturmes verschlungen. Gegen elf Uhr riß eine Sturzwelle einen großen Teil des Bollwerks an Backbord weg und fügte uns auch sonst Schaden zu. Gegen Morgen legte sich der Sturm, und im Sonnenaufgang wehte nur noch ein ganz leichter Wind.

7. Juli Wir hatten während des ganzen Tages eine sehr unruhige See; die Brigg, die nur wenig geladen hatte, schwankte erschreckend stark. Im Schiffsraum fielen, wie ich von meinem Versteck aus deutlich hören konnte, mehrmals Gegenstände übereinander. Ich hatte sehr unter der Seekrankheit zu leiden. Peters unterhielt sich lange mit August und teilte ihm mit, daß zwei seiner Anhänger, Greely und Allen, zum Steuermann übergegangen seien und Piraten werden wollten. Er stellte auch mehrere sonderbare Fragen, die August jedoch nicht ganz verstand. Gegen Abend bemerkte man, daß das Schiff wieder viel Wasser geschöpft hatte, und konnte wenig tun, dem Übelstand abzuhelpfen, da das Wasser durch die Zwischenräume zwischen der Schiffsverkleidung eindrang. Man umwickelte und verstopfte den Bug mit einem alten Segel, so daß wir nach und nach des Wassers Herr wurden.

8. Juli Bei Sonnenaufgang sprang eine leichte Brise von Osten auf, der Steuermann steuerte erst nach Südwesten auf die Westindischen Inseln zu, um dort seine Absicht, zu rauben, auszuführen. Niemand – weder Dirk Peters noch der Koch - setzte ihm Widerstand entgegen. August wenigstens sah oder hörte nichts dergleichen. Von dem Vorhaben, das Schiff vom Kap Verde abzufangen, hatte man ganz abgesehen. Das Leck machte man unschädlich, indem man stündlich dreiviertel Stunden lang auspumpte. Das Segel wurde von dem Bug wieder entfernt.

9. Juli Schönes Wetter. Alles war damit beschäftigt, das Bollwerk zu reparieren, Peters unterhielt sich wieder lange mit August und sprach unverblümter als bisher. Er sagte, nichts auf der Welt solle ihn zwingen, sich den Plänen des Steuermanns unterzuordnen, und spielte sogar auf seine Absicht an, ihm die Brigg streitig zu machen und fragte, ob er sich in diesem Falle auf Augusts Beihilfe verlassen könne. August antwortete ohne Zögern mit einem Ja. Peters sagte, er wolle jetzt die Meinung seiner Parteigenossen über diesen Punkt zu erfahren suchen und ging weg. An diesem Tage hatte August keine Gelegenheit mehr, mit ihm allein zu reden.

Kapitel VII: Pläne

Am zehnten Juli starb Hartmann Rogers. Am achten war er, nachdem er ein Glas Grog getrunken, in Krämpfe verfallen. Er gehörte zur Partei des Kochs, und Dirk Peters hatte ganz besonders auf ihn gerechnet. Er erzählte meinem Freunde, er glaube, der Steuermann habe ihn vergiftet, und wenn er nicht sehr auf seiner Hut sei, werde er wohl auch bald an die Reihe kommen. Zu seiner Partei gehörten nur noch er selbst, Jones und

der Koch. Die Gegner waren zu sieben. Er hatte Jones von seinem Plane, dem Steuermann den Befehl über das Schiff abzunehmen, gesprochen. Da dieser jedoch seinen Vorschlag sehr kühl aufgenommen, hatte er sich gehütet, darauf zu bestehen oder dem Koch ein Wort davon zu sagen. Wie sich bald herausstellte, war es ein Glück, daß er so vorsichtig gewesen, denn nachmittags sagte der Koch, er sei mit den Plänen des Steuermanns vollständig einverstanden und ging förmlich zu dessen Partei über. Jones nahm die erste beste Gelegenheit wahr, um mit Peters in Streit zu geraten und drohte, seinen Plan dem Steuermanne mitzuteilen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren: Peters beschloß, falls ihm August beistehen wolle, auf jeden Fall den Versuch zu machen, sich das Schiff anzueignen. Mein Freund versicherte ihm seine Bereitwilligkeit und machte ihm jetzt auch, da er die Gelegenheit für günstig hielt, die Mitteilung von meiner Anwesenheit an Bord. Der Mestize geriet in ein Erstaunen, das ebenso groß war wie seine Freude, denn auf Jones, der zur Partei des Steuermanns übergegangen war, konnte er sich nicht im geringsten verlassen. Sie kamen sofort herunter, August rief mich beim Namen und machte mich mit Dirk Peters bekannt. Wir kamen überein, die erste Gelegenheit zu ergreifen, uns des Schiffes zu bemächtigen und Jones nicht in unsere Pläne einzuweißen. Sollten wir Erfolg haben, so wollten wir in den ersten Hafen einlaufen und das Schiff der Obrigkeit übergeben. Peters mußte auf seinen Vorsatz, die Inseln im Stillen Ozean aufzusuchen, verzichten, denn dieser Plan ließ sich nur mit einer größeren Mannschaft verwirklichen. Er rechnete darauf, bei einer eventuellen Verhandlung freigesprochen zu werden, denn er schwur uns feierlich, nur seinem zeitweiligen Irrsinn könne man es zuschreiben, daß er überhaupt an der Meuterei teilgenommen und hoffte, daß Augusts und mein Zeugnis ihn vor jeder Strafe sicherten. Unsere Unterredung wurde durch den Ruf unterbrochen: »Alle Mann auf Deck!« – Und Peters und August stürzten hinauf.

Wie gewöhnlich war die Mannschaft vollständig betrunken, und ehe noch die Segel ordentlich eingezogen waren, warf ein heftiger Windstoß die Brigg auf die Seite. Sie erhob sich wieder, hatte jedoch sehr viel Wasser geschöpft. Kaum war der Schaden wieder gutgemacht worden, so erlitt die Brigg wieder einen Stoß und gleich darauf einen zweiten, jedoch ohne daß ein größerer Schaden entstand. Allem Anschein nach war ein Sturm im Anzug, und er brach auch wirklich bald von Norden und Westen mit großer Gewalt los. Man befestigte alles so gut wie möglich, und wir legten wie gewöhnlich unter eingerefftem Focksegel bei. Als der Abend kam, nahm der Sturm zu, und die See wurde außergewöhnlich unruhig. Peters stieg mit August wieder zum Vorderkastell hinab, und wir nahmen unsere Beratungen von neuem auf.

Wir kamen überein, daß keine Gelegenheit der Ausführung unseres Planes günstiger sein könne, als die augenblickliche, und daß man in diesem Momente am allerwenigsten auf einen Handstreich gefaßt sei. Da die Brigg vollständig beigelegt hatte, brauchte man ihr nicht eher Aufmerksamkeit zu schenken als bis es wieder gutes Wetter wurde, und dann konnten wir – vorausgesetzt, daß wir Erfolg gehabt hatten – einen oder zwei der Gefangenen befreien und zwingen, uns zu helfen, in einen Hafen einzulaufen. Die Hauptschwierigkeit lag in der Ungleichheit der Kräfte. Wir waren zu dreien, und in der Kajüte waren sie zu neun. Außerdem hatten sie alle Waffen, die an Bord gewesen, in ihrem Besitz. Peters hatte nur zwei kleine Pistolen in seiner Kleidung verborgen und besaß außerdem noch ein großes Seemannsmesser, das er immer im Gürtel trug. Überdies wiesen einige Anzeichen darauf hin, daß der Steuermann schon Verdacht geschöpft und nur auf eine Gelegenheit wartete, um sich Peters' zu entledigen. So lag zum Beispiel keine Axt, keine Hacke an ihrem gewöhnlichen Platz. Es war klar, daß wir unser Vorhaben nicht bald genug ausführen konnten. Doch waren unsere Kräfte, wie gesagt, zu ungleich, als daß nicht äußerste Vorsicht geboten gewesen wäre.

Peters wollte auf Deck steigen, dort mit der Wache – es war Allen - ein Gespräch anknüpfen; und auf eine Gelegenheit warten, ihn ohne viel Geräusch über Bord zu werfen. Er glaubte, es werde ihm nicht schwerfallen. August und ich sollten dann hinaufstürzen, uns mit irgendwelchen Waffeln, die wir an Deck fänden, versehen, dann wollten wir zusammen vorwärtsstürmen und uns die Kajütentreppe sichern, ehe die so

Eingeschlossenen Widerstand versuchen konnten. Ich riet jedoch davon ab, weil ich nicht glauben konnte, daß der Steuermann, der ja ein sehr listiger Bursche war, sich so leicht fangen lassen würde. Die Tatsache, daß er überhaupt eine Wache auf Deck aufgestellt hatte, bewies zur Genüge, daß er nicht arglos war, denn es ist, außer vielleicht auf Schiffen, auf denen die Disziplin eine ganz strenge ist, nicht üblich, während eines Sturmes, wenn das Schiff vollständig beigelegt hat, eine Wache auf Deck aufzustellen. Doch mußte irgend etwas geschehen, und zwar so bald wie möglich, denn nachdem Peters einmal Verdacht erregt hatte, war zu befürchten, daß man ihn bei der ersten besten Gelegenheit umbringen werde, und diese Gelegenheit konnte bald gefunden oder herbeigeführt werden.

Glücklicherweise kam mir plötzlich der Gedanke, uns den Aberglauben und das schlechte Gewissen des Steuermanns zunutze zu machen. Man wird sich erinnern, daß am Morgen des Tages einer von der Mannschaft, Hartmann Rogers, gestorben war, nachdem er vor zwei Tagen, nach dem Genuß eines Glases Grog, plötzlich von Krämpfen befallen worden. Peters hatte uns mitgeteilt, daß er glaube, der Steuermann habe den Mann vergiftet, und daß er Gründe für diesen Glauben habe. Rogers war ungefähr gegen elf Uhr vormittags gestorben; der Körper bot schon ein paar Minuten nach dem Tode den schaudervollsten Anblick dar, den man sich denken kann. Der Leib war fürchterlich aufgeschwollen, wie der eines Ertrunkenen, der mehrere Wochen im Wasser gelegen hat. Die Hände waren in gleichem Zustande, während das Gesicht zusammengeschrumpft, verrunzelt und kalkigweiß aussah, zwei oder drei glühend rote Flecken, wie sie der Rotlauf zurückläßt, ausgenommen. Einer dieser Flecken zog sich schräg über das ganze Gesicht und bedeckte ein Auge des Toten wie ein rotes Sammetband. In diesem gräßlichen Zustande wurde der Leichnam gegen Mittag aus der Kajüte nach oben gebracht, um über Bord geworfen zu werden. Als der Steuermann ihn erblickte – er sah ihn zum erstenmal – wurde er von Gewissensbissen oder vielleicht auch von einem bloßen Schauder über den fürchterlichen Anblick ergriffen, denn er befahl den Leuten, den Leichnam in eine Hängematte zu nähen und ihm das gewöhnliche Begräbnis der Seeleute zu geben. Darauf begab er sich sofort wieder hinunter, als fliehe er den Anblick seines Opfers. Während man mit der Ausführung seines Befehls beschäftigt war, erhob sich der Sturm, und man mußte einstweilen davon absehen. Der Leichnam blieb sich selbst überlassen und schwamm augenblicklich in einer Ablaufrinne an Backbord.

Peters begab sich auf Deck und wurde, wie erwartet, gleich von Allen, der dort Wache stand, angedet. Das Schicksal des Schurken war bald entschieden. Peters näherte sich ihm harmlos, faßte ihn dann schnell, ehe er einen Laut ausstoßen konnte, an der Kehle und warf ihn über Bord. Dann rief er uns, und wir gingen nach oben. Zuerst suchten wir nach irgendwelchen Waffen, mußten aber dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, da fortwährend Sturzwellen das Schiff überschwemmten. Außerdem mußten wir uns eilen, denn der Steuermann konnte jeden Augenblick erscheinen, um pumpen zu lassen, da die Brigg ziemlich viel Wasser schöpfte. Obwohl wir eine ganze Zeitlang gesucht hatten, fanden wir weiter nichts als zwei Pumpenschwengel, von denen August und ich Gebrauch machen sollten. Dann zogen wir dem Leichnam Rogers die Kleider ab und warfen ihn selbst über Bord. Peters und ich gingen hinunter, während August Allens Platz einnahm. Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Kajütentreppe, so daß er, falls jemand von der Mannschaft nach oben kam, für den eben über Bord Geworfenen gelten konnte.

Sobald ich unten angekommen, begann ich, mich so gut es ging in den Leichnam Rogers zu verkleiden. Das Hemd, welches wir dem Körper abgezogen hatten, kam mir dabei sehr zustatten, denn es war von besonderer Form und Machart und leicht wiederzuerkennen; mehr eine Art Bluse, die der Tote über seinen anderen Kleidungsstücken getragen. Sie war aus blauem, weißgestreiftem Trikot hergestellt. Als ich sie übergezogen, stopfte ich meinen Leib aus, um die fürchterliche Geschwulst zu imitieren. Mittels einiger Bettdecken gelang mir dies sehr leicht. Über meine Hände zog ich ein paar weißwollene Handschuhe, die ich mit allerlei Lumpen ausfüllte. Peters rieb dann mein Gesicht erst gut mit Kreide

ein, schnitt sich in den Finger und bespritzte mich mit Blut. Der breite Streifen über dem Auge wurde nicht vergessen, und ich sah abscheuerregend genug aus.

Kapitel VIII: Das Gespenst

Als ich in einem Stückchen Spiegelglas, bei dem trüben Scheine einer Blendlaterne, mein Abbild erblickte, faßte mich ein unbestimmter Schreck; mein Äußeres, mehr noch die Erinnerung an den so entsetzlich entstellten Toten, den ich vorstellen sollte, mochte ihn mir einflößen. Ich zitterte heftig und konnte mich kaum mehr entschließen, meine Rolle durchzuführen. Es blieb jedoch keine Zeit zum Zögern, und so begab ich mich denn mit Peters auf Deck.

Wir hielten uns alle drei nahe an das Bollwerk und krochen lautlos bis zur Kajütentreppentür. Sie war nur halb geschlossen, und man konnte durch den Zwischenraum an den Angeln das ganze Innere der Kajüte übersehen. Wir erkannten sofort, welches Glück es gewesen, daß wir bei dem Plane, die Mannschaft zu überraschen, nicht geblieben waren: ganz offenbar war man da unten auf seiner Hut. Nur einer schlief – er lag mit einer Flinte im Arm, am Fuße der Treppe. Die übrigen saßen auf den Matratzen, die sie aus ihren Schlafstätten geholt und auf den Boden geworfen hatten. Sie waren im ernstesten Gespräch begriffen, und obgleich gezecht worden war, wie zwei leere Krüge und etliche herumstehende Becher bewiesen, doch nicht so betrunken wie gewöhnlich. Alle trugen ihre Messer, einige waren mit Pistolen bewaffnet, eine Menge Flinten lag zur Seite.

Wir hörten ihrem Gespräch eine Zeitlang zu, ehe wir uns irgendwie entschlossen. Sie redeten über ihre geplanten Raubzüge – sie wollten sich, wenn möglich, eines Schoners bemächtigen, und das sollte dann die Vorbereitung zu größeren Unternehmungen sein, von deren Einzelheiten wir jedoch nichts verstanden.

Einer der Männer sprach von Peters, der Steuermann antwortete mit so leiser Stimme, daß wir nicht hören konnten, was. Dann fügte er langsam hinzu: Er verstehe nicht, was Peters in einem fort mit dem Balg des Kapitäns im Vorderkastell zu besprechen habe; je eher die beiden über Bord wären, desto besser für sie alle. Niemand antwortete – doch schienen alle den versteckten Vorschlag des Steuermanns zu billigen. Ich wurde jeden Augenblick aufgeregter, besonders, da ich sah, daß Peters und August sich noch zu keinem entscheidenden Schritt entschließen konnten. Auf jeden Fall, so beschloß ich bei mir, wollte ich mein Leben so teuer wie möglich verkaufen und mich von meinem Schrecken nicht beeinflussen lassen.

Das furchtbare Getöse, das der Sturm im Takelwerk und die Sturzwellen auf Deck vollführten, ließ uns nur hin und wieder in ruhigen Augenblicken ein paar Worte verstehen. In einer solchen Pause hörten wir deutlich, wie der Steuermann einem von seinen Leuten befahl, nach oben zu gehen und die verdammten Hunde herunter in die Kajüte zu holen, wo er ein Auge auf sie haben könne; er wolle an Bord der Brigg keine Geheimnistuerei. Glücklicherweise schwankte das Schiff in diesem Augenblicke wieder zu stark, als daß man seinen Befehl gleich hätte ausführen können. Dann erhob sich jedoch der Koch von seiner Matratze, um uns zu holen. In demselben Augenblicke aber schleuderte ihn auch schon ein neuer, furchtbarer Stoß, der alle Masten abzureißen schien, der Länge nach gegen eine der Backbordkajütentüren, und zwar so stark, daß sie aufsprang. Von uns war niemand gestolpert, und wir hatten Zeit genug, uns auf das Vorderkastell zurückzuziehen und dort das weitere zu überlegen, ehe der Bote des Steuermanns endlich doch in der Kajütentür erschien. Als bald steckte denn auch einer seinen Kopf heraus und rief Allen, den er nicht sehen konnte, aber natürlich noch auf der Wache stehen glaubte, laut den Befehl des Steuermanns zu. Peters verstellte seine Stimme und antwortete schnell und kurz mit »Ja! Ja!«, worauf der Betreffende gleich wieder verschwand, ohne den geringsten Argwohn geschöpft zu haben.

Nun begaben sich meine beiden Gefährten sofort wieder nach hinten und stiegen in die Kajüte hinab. Peters schloß die Tür wieder nur halb. Der Steuermann empfing sie mit gemachter Liebenswürdigkeit und sagte zu August, er dürfe sich jetzt, weil er sich in den letzten Tagen so wohl betragen, in der Kajüte einrichten und ganz als einen der Ihrigen betrachten. Dann füllte er ein großes Glas halb mit Rum und bot es ihm dar. Ich sah und hörte dies alles, denn ich war meinen Freunden gefolgt und hatte, sobald sich die Kajütentreppentür halb hinter ihnen geschlossen, unseren alten Posten, von dem aus ich alles beobachten konnte, wieder eingenommen. Die beiden Pumpenschwengel brachte ich mit und versteckte einen ganz in der Nähe der Treppe, um ihn im Notfalle bei der Hand zu haben.

Ich stellte mich nun so, daß mir nichts von dem, was unten vorging, verlorengehen konnte, und raffte all meinen Mut zusammen, um bei dem Zeichen, das Peters mir verabredetermaßen machen wollte, hinabzusteigen. Er begann die Unterhaltung auf die verschiedenen blutigen Zwischenfälle der ganzen Meuterei zu bringen und brachte die Männer nach und nach dazu, verschiedene Gespenstergeschichten, die bei allen Seeleuten stark im Umlauf sind, anzuhören. Ich verstand nicht alles, was er sagte, doch erriet ich die Wirkung, die sie ausübten, aus den Gesichtern der Zuhörer. Der Steuermann wurde offerbar immer aufgeregter, und als gleich darauf einer von dem schauerhaften Anblick des toten Rogers sprach, glaubte ich, er werde vor Entsetzen in Ohnmacht fallen. Peters fragte ihn, ob er es nicht für besser hielte, den Leichnam über Bord zu werfen, denn es sei geradezu grausig, ihn in der Rinne am Backbord herumschwimmen zu sehen. Nun begann der Elende krampfhaft und hastig zu atmen, fragte stotternd, ob nicht einer dies Geschäft übernehmen wolle. Doch rührte sich niemand, da alle durch Peters' Erzählungen im höchsten Grade aufgereggt und ängstlich geworden waren. In diesem Augenblick machte mir Peters ein Zeichen. Ich stieß sofort die Tür auf, stieg, ohne eine Silbe zu reden, hinunter und stand steif aufrecht mitten unter der Gesellschaft.

Über die entsetzliche Wirkung, welche die Erscheinung ausübte, wird sich niemand wundern, wenn er sich die begleitenden Umstände näher vorstellt. In ähnlichen Fällen kann sonst dem Zuschauer noch immer ein Zweifel an der Wirklichkeit der Erscheinung aufglimmen – eine schwache Hoffnung, daß er das Opfer irgendeines schlechten Streiches geworden – daß das Gespenst kein wirkliches sei. Diese Meuterer konnten jedoch gar nicht anders als glauben, daß das, was sie sahen, wirklich der wiederauferstandene Rogers sei. Denn die Brigg schwamm einsam auf dem Meer und war während des Sturmes von außen unerreichbar. Die ganze Mannschaft des Schiffes war in der Kajüte versammelt, das wußten sie alle, und niemand hätte die Anwesenheit einer anderen Person für möglich gehalten; nur Allen, der Wache gestanden, fehlte, doch ließ seine wohlbekannte Riesengestalt – er war sechs Fuß sechs Zoll hoch – auch den flüchtigsten Verdacht, er stecke hinter der Erscheinung, gar nicht aufkommen. Erinnerung man sich nun noch an den fürchterlichen Sturm und die aufregenden Geschichten, die Peters erzählt, an den Schreck, welchen der grausige Anblick des Leichnams morgens in den Gemütern der Männer erregt, an meine wohlgelungene Nachahmung und das trübe, flackernde Licht, in dem sie mich erblickten – die Kajütenlaterne schwankte heftig hin und her und warf nur schattenhafte Lichter auf meine Gestalt -, und man wird sich nicht wundern, daß unsere List eine noch viel stärkere Wirkung hatte als wir zu hoffen gewagt: Der Steuermann schnellte von seiner Matratze auf und fiel der Länge nach gleich tot auf den Boden; von einem heftigen Stoß, den das Schiff gerade bekam, wurde er wie ein Scheit Holz in eine Ecke geschleudert. Und als wir die übrigen sieben nun anfielen, da steckte ihnen der Schreck und das Entsetzen so in den Gliedern, daß nur drei von ihnen, der Koch, John Hunt und Richard Parker sich zur Wehr setzten, jedoch auch bloß schwachen, unentschlossenen Widerstand leisteten. Peters schoß die beiden ersten einfach nieder, ich schlug Richard Parker mit meinem Pumpenschwengel zu Boden, August hatte inzwischen eine Flinte ergriffen und beförderte einen anderen – Wilscin – hinüber. Nun blieben nur noch drei – doch hatten sie mittlerweile ihre lähmende Angst wenigstens etwas abgeschüttelt und ahnten vielleicht schon, daß sie einer Täuschung

anheimgefallen waren; sie kämpften wenigstens mit wilder Entschlossenheit und wären unser wohl bald Herr geworden, wenn nicht Dirk Peters mit seinen erstaunlichen Körperkräften gewesen wäre. Diese drei waren Jones, Greely und Absalon Hicks. Jones hatte August auf den Fußboden geworfen, stach ihn mehrere Male durch den rechten Arm und hätte ihm wohl bald den Garaus gemacht – denn weder Peters noch ich konnten uns in dem Augenblick unserer Gegner entledigen -, wenn ihm nicht ein Freund zu Hilfe gekommen wäre, auf dessen Beistand wir gar nicht gezählt hatten: Es war Tiger. Mit grimmigem Knurren sprang er in dem kritischen Moment in die Kajüte, stürzte sich auf Jones, zerrte ihn im Augenblick auf den Boden nieder und ließ seine Kehle nicht eher wieder los, bis er sie durchbissen hatte. Peters allein - August war zu verletzt, um helfen zu können, und mich hinderte meine Polsterkleidung – hätte die beiden Übrigbleibenden wohl viel eher beseitigt, wäre der Raum nicht so eng und das Schwanken des Schiffes nicht so überstark gewesen. Jetzt ergriff er, gerade in dem Augenblick, da Greely eine Flinte auf mich abfeuern wollte, einen schweren Stuhl und schlug ihm damit den Schädel ein. Dann packte er Hicks und erdrosselte ihn durch die bloße Kraft seiner Hände augenblicklich, so daß wir mit einem Male Herren der Brigg waren. Der einzige Gegner, der noch lebte, war Richard Parker. Ich hatte ihn, wie man sich erinnern wird, am Anfang des Kampfes mit meinem Pumpenschwengel zu Boden geschlagen. Er lag bewegungslos an der Kajütentür; als Peters ihn mit dem Fuße anstieß, redete er und bat um Gnade. Sein Kopf war verletzt, sonst hatte er keine Verwundung davongetragen, und der Schlag hatte ihn nur betäubt. Er erhob sich, und wir banden ihm die Hände auf den Rücken. Der Hund hielt Jones noch immer fest und knurrte dazu, wir untersuchten sein Opfer und fanden es vollständig tot; aus einer großen Wunde an der Kehle, die ihm die scharfen Zähne des Tieres zugefügt, rann ein breiter Blutstrom.

Es war jetzt ungefähr ein Uhr morgens, der Sturm toste noch fürchterlich. Die Brigg ging offenbar sehr tief, und es mußte etwas geschehen, um sie zu erleichtern. Fast nach jedem Schuß vorwärts fing sie eine Sturzsee, die Wellen drangen oft bis in die Kajüte zu uns herab, da ich die Kajütentreppentür offen gelassen hatte. Die ganze Schiffswand am backbord war weggeschwemmt worden, ebenso die Schiffsküche und die Jolle. Das fortwährende Krachen und Schwanken des Hauptmastes ließ auch darauf schließen, daß er gesprungen sei. Um im unteren Schiffsraum mehr Platz für Waren zu schaffen, hatte man den Mast im Zwischendeck befestigt, wie es leider zuweilen von unfähigen Schiffsbauern geschieht, so daß große Gefahr vorhanden war, er werde sich entwurzeln. Und beim Einstellen der Pumpen fanden wir nicht weniger als sieben Fuß Wasser.

Wir ließen die Leichname zunächst in der Kajüte liegen und begannen zu pumpen. Parker wurde befreit und mußte helfen. Augusts Arm wurde verbunden; er selbst half, so gut er konnte, doch war es nicht viel. Immerhin glaubten wir, daß wir des Lecks Herr werden könnten, wenn eine Pumpe beständig in Betrieb blieb. Da wir nur zu viere waren, hatten wir hart zu arbeiten. Doch hielten wir unsern Mut entschlossen aufrecht und erwarteten sehnsüchtig den Morgen, wo wir die Brigg durch Abschlagen des Hauptmastes zu erleichtern hofften.

Wir brachten die Nacht in schrecklicher Angst und von Müdigkeit gequält zu; als der Tag abbrach, hatte der Sturm noch nicht nachgelassen, und keinerlei Anzeichen ließen darauf schließen, daß dies bald geschehen werde. Wir schleppten die Toten herauf und warfen sie über Bord. Dann bemühten wir uns, den Hauptmast zu entfernen. Als wir die nötigen Vorbereitungen vollendet hatten, schlug Peters den Mast mit einer Axt ab, während wir an den Stags und Taljereepen standen. Als die Brigg eine furchtbare Sturzwelle schöpfte, wurde der Befehl gegeben, die Taljereepen abzuhauen. Es geschah. Eine ganze Masse Holz und Takelwerk fiel ins Meer und erleichterte die Brigg sehr, ohne uns einen beachtenswerten Schaden zuzufügen. Wir fanden jetzt, daß das Schiff lange nicht mehr so tief ging wie vorher, doch war unsere Lage noch immer gefährlich genug; . Augusts Hilfe war kaum in Anschlag zu bringen. Dazu warf eine heftige Welle die Brigg plötzlich zur Seite, der Ballast sank in Massen leewärts – die gestauten Waren flogen schon seit einiger Zeit nach Belieben umher – und einige Minuten lang schien uns nichts vor dem

Untergang retten zu können. Teilweise erhob sich das Fahrzeug jedoch wieder, aber wir lagen so stark auf der Seite, daß es nutzlos gewesen wäre, an den Pumpen zu arbeiten. Wir hätten es auch im Notfalle nicht mehr gekonnt, denn unsere Hände waren von der ununterbrochenen fürchterlichen Arbeit ganz wund geworden und bluteten sehr.

Gegen Parkers Rat begannen wir nun auch, den Fockmast abzuhaueu, was uns nach vielen Schwierigkeiten gelang. Als er über Bord ging, riß er das Bugsprit mit, so daß uns nur noch der Rumpf des Schiffes blieb.

Aber als nun der Fockmast über Bord war, und damit selbstverständlich auch das Focksegel, das die Brigg hoch hielt, da schöpften wir jede Welle und in fünf Minuten war das Deck wie reingekehrt, das große Boot und die Schiffswand am Steuerbord weggeschwemmt und sogar das Ankerspill zerschlagen. Eine gefährlichere, elendere Lage als die unsrige war kaum noch denkbar.

Gegen Mittag schien der Sturm ein wenig nachzulassen, doch wurden wir bitter enttäuscht, denn er hatte bloß einige Minuten geruht, um mit verdoppelter Wut loszublaseu. Gegen vier Uhr nachmittags war es vollständig unmöglich, irgend etwas gegen die Gewalt des Sturmes zu unternehmen. Und als die Nacht kam, blieb uns auch kein Hoffnungsschimmer, daß das Schiff den Morgen noch sehen werde.

Gegen Mitternacht hatten wir so viel Wasser geschöpft, daß es bis zum Mitteldeck stand. Kurze Zeit darauf wurde das Steuerruder weggeschwemmt; die Woge, die es verschuldete, hob den ganzen hinteren Teil des Schiffes übers Wasser, und es fiel mit einem so ungeheuerlichen Krach zurück, als sollte es auf der Stelle scheitern. Kaum hatten wir nach diesem fürchterlichen Stoß Atem geschöpft, so schoß eine der wütendsten Wellen, die ich je gesehen, gerade über uns her, riß die Kajütentreppentür weg, stieß die Luken ein und füllte das Schiff bis in die entferntesten Ecken und Winkel mit Wasser.

Kapitel IX: Der Kampf um die Lebensmittel

Glücklicherweise hatten wir uns alle vier, ehe die Nacht gekommen, so fest wie möglich an die Trümmer des Ankerspills angebunden und lagen so flach wie es gehen wollte, auf dem Deck. Diese Vorsichtsmaßregel rettete uns zweifellos. Sobald ich wieder Atem schöpfen konnte, nachdem die Wasserflut über uns hergerollt war, rief ich meine Gefährten laut mit Namen. Nur August antwortete und sagte leise: »Es ist vorbei mit uns.« Dann aber konnten auch die beiden anderen wieder reden, und sie ermahnten uns, Mut zu fassen, noch sei nicht alle Hoffnung verloren, die Brigg könne wegen ihrer Ladung unmöglich ganz untergehen, und verschiedene Anzeichen deuteten außerdem darauf hin, daß der Sturm am Morgen vorübergehen werden. Diese Worte gaben mir neue Lebenskraft, denn ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ein mit leeren Tonnen geladenes Schiff ja unmöglich untergehen könne. Die Nacht war undurchdringlich finster und das wüste Getöse, das uns umgab, einfach nicht mit Worten zu beschreiben. Das Deck unseres Schiffes befand sich auf dem Niveau des Meeres und war von einem Schaumrande umgeben, von dem sich in kurzen Zwischenräumen Spritzwellen über uns ergossen. Unsere Köpfe waren von drei Sekunden nur eine über Wasser. Obgleich wir dicht einer neben dem anderen lagen, konnten wir uns nicht sehen. Von Zeit zu Zeit riefen wir uns beim Namen, um unsere Hoffnung zu beleben und den, der es gerade am meisten nötig zu haben schien, zu trösten und zu ermutigen. Die große Schwäche Augusts beunruhigte uns sehr, und da sein verwundeter Arm es ihm unmöglich machte, sich so fest wie wir anderen anzubinden, fürchteten wir, ihn jeden Augenblick davongeschwemmt zu sehen - ihm Hilfe zu leisten, wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Glücklicherweise war seine Lage eine sicherere als die der anderen, denn die obere Partie seines Körpers wurde durch ein überhängendes Stück des Ankerspills geschützt, so daß der Anprall der über ihn herstürzenden Wellen sehr gemildert wurde. Da die Brigg stark auf der Seite lag, waren wir überhaupt weniger in Gefahr,

fortgeschwemmt zu werden, als wenn sie eine andere Lage gehabt hätte. Das Backbord hatte sich, wie ich schon bemerkte, sehr geneigt, so daß ein Teil des Decks vollständig unter Wasser war. Die Wellen, die also vom Steuerbord über uns herüberfielen, brachen sich zum großen Teil am Schiffsrand und erreichten uns nur teilweise, da wir flach hingestreckt auf dem Gesicht lagen, während die, die vom Backbord hinterrücks über uns fielen, uns nicht aus unserer Lage zu reißen vermochten.

Wir blieben in dieser qualvollen Situation bis zum Tagesanbruch, der uns die Schrecken, die uns umgaben, erst deutlich erkennen ließ. Die Brigg schien nur noch ein Holzgerümmer, das jeder Welle preisgegeben war; und der Sturm nahm noch stetig zu. Während einiger Stunden schwiegen wir, schauernd vor der Angst, daß sich die Stricke lösen möchten, daß die Überbleibsel des Ankerspills über Bord gehen könnten oder daß eine der ungeheuren Wellen, die sich vor uns, neben uns und über uns hochtürmten, das Schiff einmal so lange unter Wasser begraben würde, daß wir ertrinken mußten, ehe wir den Kopf wieder außer Wasser bekamen. Plötzlich, gegen Mittag blitzte ein Sonnenstrahl auf, und kurze Zeit darauf spürte ich, daß der Sturm merklich abnahm, aber erst gegen Abend beruhigte sich das Meer einigermaßen. Höchstens alle fünf Minuten schlug dann mit dem Winde eine Welle über den Schiffsrumpf. Seit mehreren Stunden hatte ich keinen von meinen Gefährten mehr sprechen gehört. Ich rief Augusts Namen. Er antwortete mir, doch so schwach, daß ich nicht verstand, was er sagte. Dann sprach ich zu Peters und Parker, doch keiner von ihnen schien mich zu hören.

Kurze Zeit darauf verfiel ich in eine Art von Bewußtlosigkeit, in der meine Sinne meiner Phantasie die lockendsten Bilder vorgaukelten. Ich sah Bäume in schwellendem Grün, prächtige Fluren, in denen reife Getreidefelder wogten, lange Züge junger Tänzerinnen, glänzende Reiterkavalkaden und andere Phantasmagorien. Wenn ich jetzt zurückdenke, erinnere ich mich, daß in allem, was meine Träume mir damals vorspiegelten, die Bewegung der herrschende Gedanke war. Ich träumte von keinem einzigen unbewegten Gegenstande, von einem Hause etwa oder einem Berge, aber in schier endloser Folge zogen Windmühlen, Schiffe, riesige Vögel, Reiter, rasend dahinjagende Wagen an mir vorüber. Als ich aus diesem sonderbaren Zustande erwachte, war, soweit ich schätzen konnte, die Sonne schon seit ungefähr einer Stunde aufgegangen. Nur mit Mühe erinnerte ich mich der Umstände, die mit meiner Lage zusammenhingen; eine Zeitlang glaubte ich, noch im Schiffsraum eingesperrt zu sein, und hielt den Körper Parkers für meinen Hund Tiger.

Als ich endlich wieder vollständig zu mir gekommen war, bemerkte ich, daß nur noch eine mäßige Brise wehte und das Meer verhältnismäßig ruhig war, so daß die Brigg nur noch seitlich Wellen schöpfte. Mein linker Arm hatte seine Fesseln zerrissen und war am Ellenbogen ziemlich stark verletzt. Der rechte war vollständig taub geworden, die Hand und das Handgelenk durch den Druck der Fesseln, der von der Schulter bis ganz nach unten gewirkt hatte, furchtbar aufgeschwollen. Ein anderes, um den Leib gewundenes Tau hatte sich unerträglich eng zusammengezogen und peinigete mich fürchterlich. Ich blickte nach meinen Gefährten umher und fand, daß Peters noch lebte, obgleich sich ein Strick so fest um seine Lenden gepreßt hatte, daß es aussah, als wäre er wirklich entzweigeschnitten. Als ich mich bewegte, machte auch er eine schwache Bewegung und deutete auf den Strick. August gab kein Lebenszeichen von sich. Parker war dagegen bei vollem Bewußtsein und fragte, ob ich wohl die Kraft habe, ihn aus seiner Lage zu befreien. Er bat mich, all meine Energie zusammenzuraffen und ihn loszubinden - in diesem Fall könnten wir vielleicht gerettet werden, während uns so der Untergang gewiß sei.

Ich sprach ihm Mut zu und ging daran, ihn zu befreien. Ich suchte in meiner Tasche nach meinem Messer und öffnete es, dann durchschnitt ich mit der linken Hand die Fesseln der rechten und die anderen Taue, die mich festhielten. Aber als ich mich erheben wollte, fand ich, daß meine Beine mir den Dienst versagten und mein rechter Arm vollständig bewegungslos war. Parker riet mir, ein paar Minuten still zu liegen und mich mit der

linken Hand am Ankerspill festzuhalten, damit das Blut im rechten Arm wieder zirkulieren könne. Ich tat es, und die Taubheit begann zu schwinden, so daß ich den rechten Arm in etwa wieder gebrauchen konnte. Ich schob mich vorsichtig auf Parker zu und schnitt die Stricke, die ihn banden, entzwei. Nachdem auch er den Gebrauch seiner Glieder wiedererlangte, beeilten wir beide uns, zunächst Peters zu befreien. Der Strick war durch ein wollenes Beinkleid und zwei wollene Hemdes hindurchgedrungen und hatte einen tiefen Einschnitt in das Fleisch gemacht, so daß reichlich Blut floß, als wir ihn entfernten. Kaum war dies geschehen, so sprach er wieder und schien augenblicklich Erleichterung zu empfinden. Auch erlangte er verhältnismäßig schneller als Parker und ich den Gebrauch seiner Glieder wieder und verdankte dies wohl der durch die fließende Wunde hervorgerufenen schnelleren Bewegung seines Blutes.

August lag vollständig regungslos, und wir hatten wenig Hoffnung, ihn wieder zu sich zu bringen. Als wir uns ihm näherten, sahen wir jedoch, daß er nur infolge von Blutverlust ohnmächtig geworden, da die Wellen den Verband, den wir seinem verwundeten Arm angelegt, abgerissen hatten. Keins der Tuae, die ihn an das Ankerspill banden, hatte sich so fest angezogen, daß es seinen Tod verursacht haben könnte. Als wir ihn losgebunden hatten, brachten wir ihn an einen trockenen Platz, legten ihn mit dem Kopf ein wenig nach unten und begannen alle drei, seine Glieder zu reiben. Nach ungefähr einer halben Stunde kam er zu sich, doch erst am folgenden Morgen schien er uns zu erkennen und fand die Kraft, ein paar Worte zu sprechen.

Als wir alle mit dem Losbinden fertig geworden, war die Nacht gekommen. Der Himmel bedeckte sich wieder, und wir fühlten uns von der folternden Angst gepeinigt, der Sturm möge wieder zunehmen. Erschöpft, wie wir waren, hätte niemand von uns eine zweite Schreckensnacht überleben können. Zum Glück hielt sich das Wetter, und das Meer beruhigte sich nach und nach ganz. Aus Nordwest blies eine leichte Brise, doch war es durchaus nicht kalt. August, der natürlich zu schwach war, um sich festzuhalten, wurde sorgfältig an das Ankerspill festgebunden, damit ihn die Schwankungen des Wracks nicht über Bord würfen. Wir anderen hatten eine solche Vorsichtsmaßregel nicht nötig. Wir setzten uns nahe zusammen, stützten uns einer gegen den anderen und begannen zu überlegen, wie wir uns aus dieser fürchterlichen Lage befreien könnten. Auch entledigten wir uns unserer Kleider und wanden sie kräftig aus. Als wir sie wieder anzogen, schienen sie uns eigentümlich warm zu sein und dienten nicht wenig dazu, unsere Kräfte neu zu beleben. Wir zogen nun auch August aus und erwiesen ihm denselben Dienst, und auch er fühlte sich bald ein wenig wohler.

Hunger und Durst quälten uns jetzt am heftigsten, und als wir vergeblich auf Mittel sannen, diesen Leiden abzuhelfen, sank uns wieder aller Mut. Doch versuchten wir uns mit der Hoffnung zu trösten, daß uns bald ein Schiff aufnehmen werde, und ermutigten uns, alles, was auch kommen möge, mit Festigkeit zu ertragen.

Als der nächste Morgen dämmerte, war das Wetter noch klar und schön, eine beständige, doch leichte Brise wehte nach wie vor aus Nordwest. Die See war glatt, und aus irgendeinem Grunde lag die Brigg nicht mehr an der Seite, das Deck war verhältnismäßig trocken, und wir konnten auf demselben hin und her gehen. Seit drei Tagen hatten wir nun nichts mehr genossen, und es wurde dringend notwendig, wenigstens den Versuch zu machen, uns irgend etwas von unten zu verschaffen. Da die Brigg jedoch voll Wasser stand, gingen wir ziemlich mutlos und ohne Hoffnung, etwas aufzufischen, ans Werk. Wir stellten eine Art Angel her, indem wir einige Nägel, die wir aus den Überbleibseln der Kajütentreppentür zogen, in zwei Stücke Holz trieben. Diese befestigten wir nun kreuzweise übereinander, banden sie an ein Stück Tau, ließen es in die Kajüte hinab und zogen es hin und her, in der schwachen Hoffnung, irgend etwas Eßbares oder wenigstens etwas, das uns zur besseren Herbeischaffung von Nahrung dienen könne, heraufzubefordern. Wir brachten den größten Teil des Morgens mit dieser Beschäftigung zu, ohne etwas anderes zu fischen als ein paar Bettdecken, in die sich die

Nägel leicht eingehakt hatten. Unser Werkzeug war so plump und unpraktisch, daß wir kaum auf bessere Erfolge hoffen durften.

Wir setzten unsere Versuche im Vorderkastell fort, ohne andere Resultate zu erzielen. Da kam Peters auf den Gedanken, sich ein Tau um den Leib legen zu lassen und in die Kajüte hinabzutauchen. Wir begrüßten diesen Vorschlag mit der Freude, die nur die wiederkehrende Lebenshoffnung geben kann. Er begann sofort, sich seiner Kleider, die Beinkleider ausgenommen, zu entledigen. Ein starker Strick wurde sorgfältig so um seinen Leib und seine Schultern gewunden, daß er nicht ausgleiten konnte. Das Unternehmen war schwierig und gefahrvoll, denn da in der Kajüte, wenn sie überhaupt Lebensmittel enthielt, auf keinen Fall viel zu finden war, mußte der Taucher, wenn er unten angelangt war, sich nach rechts wenden und unter Wasser durch einen engen Gang ungefähr zehn oder zwölf Schritte bis zum Vorratsraum und wieder zurücktasten, ohne atmen zu können.

Als alles vorbereitet war, stieg Peters zur Kajüte hinab. Zuerst benutzte er die Treppe, bis ihm das Wasser zum Kinn ging, dann tauchte er kopfüber hinunter, indem er sich nach rechts wandte, und bemühte sich, den Weg zur Vorratskammer zu finden. Der erste Versuch mißlang. Nachdem er etwa eine halbe Minute verschwunden war, fühlten wir, daß heftig an dem Tau gerissen wurde. Dies war das verabredete Signal, daß er heraufgezogen zu werden wünsche. Wir taten es augenblicklich, jedoch so heftig, daß er sich an der Treppe ziemlich stark stieß und verletzte. Er brachte nichts mit herauf, denn er konnte nur ein sehr kleines Stück weit in den Gang hineindringen, weil er beständig harte Anstrengungen machen mußte, um am Boden zu bleiben und nicht zur Decke emporgehoben zu werden. Als er bei uns ankam, war er sehr erschöpft und mußte sich eine Viertelstunde ausruhen, ehe er sich zum zweiten Male hinunterwagte.

Der zweite Versuch hatte ein noch schlechteres Ergebnis. Peters blieb so lange unter Wasser, ohne ein Zeichen zu geben, daß wir unruhig wurden und ihn von selbst heraufzogen. Er war fast erstickt und hatte, wie er sagte, schon mehrere Male an dem Strick gezogen, ohne daß wir es gefühlt hatten. Schuld daran war wahrscheinlich der Umstand, daß sich ein Teil des Strickes in dem Geländer am Fuße der Treppe verfangen hatte. Das Geländer war überhaupt so sehr im Wege, daß wir beschlossen, es zu entfernen, ehe wir in unseren Versuchen fortfuhren. Da wir außer unseren Händen keine Werkzeuge hatten, um die Arbeit auszuführen, begaben wir uns alle, so tief es gehen wollte, auf die Treppe, stießen mit vereinten Kräften gegen das Geländer und zerstörten es wirklich so.

Der dritte Versuch war ebenso nutzlos wie die beiden ersten, und es wurde immer klarer, daß wir unser Ziel nie erreichen würden, wenn wir nicht dem Tauchenden ein Gewicht mitgäben, das ihn unten am Boden hielt. Wir suchten lange Zeit nach einem geeigneten Gegenstande und entdeckten endlich einen der eisernen Tauhalter, den die Wellen so weit losgerissen hatten, daß wir ihn ohne Schwierigkeit ganz aus dem Boden des Decks zogen. Peters befestigte ihn an seinem Fuße und ließ sich zum vierten Male in die Kajüte hinunter. Diesmal gelang es ihm, bis zur Tür der Vorratskammer vorzudringen – aber er fand sie fest verschlossen und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Unsere Lage war verzweifelt, und August und ich brachen in Tränen aus, als wir an die zahllosen Gefahren dachten, die uns bedrohten, und an die Unwahrscheinlichkeit unserer Rettung. Doch war das nur eine Schwäche, die bald vorüberging.

Kapitel X: Das geheimnisvolle Schiff

Kurze Zeit hernach trat ein Ereignis ein, das mich mit höherer Freude und gleich darauf mit tieferem Schauer erfüllte, als irgendeine der schrecklichen Begebenheiten, die mir später im Laufe von neun Jahren zugestoßen sind – im Laufe von neun Jahren, die voll der überraschendsten, unerhörtesten, ja, voll unmöglich scheinender Abenteuer gewesen.

Wir hockten nahe bei der Kajütentreppe auf dem Deck und erwogen noch immer die Möglichkeit, bis zur Proviantkammer vorzudringen, als meine Blicke auf August fielen, der mir gegenüberlag. Er war plötzlich leichenblaß geworden, seine Lippen zitterten in unerklärlicher, sonderbarer Weise. Bestürzt redete ich ihn an, doch antwortete er mir nicht; und ich glaubte schon, er sei von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden, als mir der Ausdruck seiner Augen auffiel, die starr auf einen Gegenstand irgendwo hinter mir gerichtet waren. Ich wandte meinen Kopf um – und niemals wohl werde ich den schrillen Jubelruf vergessen, den ich ausstieß, als ich bemerkte, daß eine große Brigg auf uns zuzukommen schien und kaum noch zwei Meilen von uns entfernt war. Ich sprang auf und wies auf das Schiff – ein wirkliches Wort konnte ich nicht hervorbringen. Peters und Parker gerieten ebenfalls in ungeheuere Aufregung, die sich jedoch bei ihnen ganz anders äußerte. Peters tanzte wie ein Toller auf dem Deck umher, sprach blödsinniges Zeug vor sich hin, schrie und heulte wie ein Indianer, während Parker in Tränen ausbrach und mehrere Minuten lang wie ein kleines Kind weinte.

Das Schiff in Sicht war ein Zweimaster nach holländischer Bauart, schwarz gestrichen, und trug einen glitzernden, vergoldeten Schiffsschnabel. Als wir sie zuerst erblickten, war die Brigg, wie gesagt, etwa zwei Meilen windwärts von uns entfernt und hielt auf uns zu. Es wehte eine sehr leichte Brise, und wir wunderten uns, daß die Brigg keine anderen Segel als das Hauptsegel aufgezogen hatte. Sie kam auch nur sehr langsam vorwärts. Unsere Ungeduld grenzte an Wahnsinn. Trotz unserer großen Erregung fiel uns allen auf, wie ungeschickt sie gesteuert wurde, sie schwankte ein paarmal so heftig, daß wir schon fürchteten, man habe unser Fahrzeug nicht bemerkt oder man lege um, da man niemanden an Bord gesehen. Dann schrien wir jedesmal aus voller Lungenkraft; das unbekannte Schiff schien darauf seine Absicht zu ändern und auf uns zuzusteuern. Dies sonderbare Manöver wiederholte sich zwei oder dreimal, und wir konnten's schließlich nur damit erklären, daß wir annahmen, der Steuermann sei betrunken.

Wir bemerkten niemanden an Bord, bis das Fahrzeug uns auf eine Viertelmeile nahe gekommen war. Dann erkannten wir drei Männer, die wir ihrer Kleidung nach für Holländer halten mußten. Zwei von ihnen lagen auf alten Segeln in der Nähe des Vorderkastells, der dritte, der uns neugierig zu betrachten schien, lehnte in der Mitte des Bogsprits über dem Steuerbord. Er war groß und kräftig und von schwarzer Gesichtsfarbe und schien uns zur Geduld ermahnen zu wollen, denn er nickte uns freundlich, doch seltsamerweise in einem fort zu und lächelte unaufhörlich, wobei er uns zwei Reihen glänzender Zähne zeigte. Als das Fahrzeug näher kam, sahen wir, wie seine rote Wollmütze vom Kopfe ins Wasser wehte; doch schien ihn das weiter gar nicht zu bekümmern, denn er hörte nicht einen Augenblick auf, in seiner bizarren Weise zu uns herüberzugrinsen und zu nicken. Ich muß erwähnen, daß ich alle diese Dinge und Umstände genau so erzähle, wie sie mir damals erschienen.

Die Brigg kam langsamer und sicherer als früher auf uns zu, und – noch jetzt kann ich nicht ruhig bleiben, wenn ich von dieser Begebenheit rede – unsere Herzen schlugen zum Zerspringen, und unsere ganze Seele strömte über von Dank über diese unerwartete, so nahe und sichere Rettung. Da – plötzlich wehte von dem seltsamen Schiffe, dem wir nun ganz nahe gekommen, über den Ozean ein Wind zu uns her und brachte einen Geruch mit – einen Gestank, für den man keine Worte finden kann, so über alle Maßen ekelhaft, erstickend, unerträglich war er! Ich rang nach Atem und sah, als ich mich umwandte, daß meine Gefährten totenbleich geworden waren. Doch hatten wir keine Zeit, um Fragen und Vermutungen aufzustellen – die Brigg war uns auf fünfzig Schritt nahe gekommen und schien gerade auf uns zuzuhalten, um uns aufnehmen zu können, ohne ein Boot herunterzulassen. Wir stürzten alle nach vorn, als eine starke Welle die Brigg zur Seite drehte, so daß wir, als sie in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Fuß vor uns vorüberglitt, ihr Deck überschauen konnten. Niemals werde ich diesen entsetzlichen Anblick vergessen! Fünfundzwanzig Leichname lagen in dem grausigsten Zustande der Verwesung auf dem Boden umher! Wir sahen, daß auf diesem fluchbeladenen Schiff nicht eine einzige lebende Seele mehr war. Und doch riefen wir in unserer Verzweiflung die

Toten um Hilfe an – baten in wüster, hoffnungsloser Angst diese schweigenden Larven, den Lauf ihres Schiffes aufzuhalten, damit wir nicht würden wie sie, und uns in ihre scheußliche Gesellschaft aufzunehmen. Entsetzen und Verzweiflung hatten uns zu Verrückten gemacht.

Als wir unseren ersten lauten Schreckensschrei ausstießen, antwortete etwas vom Bugsprit des fremden Schiffes her, und der Ton glich so vollkommen einer menschlichen Stimme, daß sich auch das feinste Ohr getäuscht haben würde. In demselben Augenblick wandte uns eine plötzliche Welle das Vorderkastell des Schiffes zu, und wir erblickten zugleich den, der das Geräusch hervorgebracht. Wir sahen den großen, robusten Mann noch immer über die Schiffswand gelehnt und mit dem Kopfe nicken, doch hatte er das Gesicht jetzt so gewendet, daß wir es nicht sehen konnten. Seine Arme waren über das Barkholz ausgestreckt. Die Hände hingen nach außen herunter, seine Füße ruhten auf einem dicken Tau, das, straff angezogen, vom Fuße des Bugsprits bis zu einem der Kranbalken ging. Auf seinem Rücken, an dem ein Stück des Hemdes herausgerissen war, saß eine große Seemöve, die sich an dem schauerhaften Fleische gütlich tat. Ihr Schnabel und ihre Klauen waren tief in dem Körper vergraben und ihr weißes Gefieder über und über mit Blut besudelt. Als die Brigg noch weiter um uns herumglitt, zog der Vogel mit vieler Mühe seinen Kopf hervor, sah uns einen Augenblick wie verblüfft an, verließ dann schwerfällig den Leichnam, an dem er geschmaust hatte, und flog über unser Deck, flog wieder zurück, hin und her, ein blutig fauliges Stück Fleisch immer in seinem Schnabel. Plötzlich fiel der gräßliche Bissen aufklatschend gerade vor Parkers Füßen nieder. Möge Gott mir vergeben – im ersten Augenblick durchzuckte mich ein Gedanke, ein Gedanke, den ich nicht niederschreiben kann: ich fühlte, wie ich mechanisch einen Schritt auf das blutübertrennte Stück zu machte, ich erhob die Augen und sah Augusts Blicke mit so mahndem, festem Ausdruck auf mich gerichtet, daß ich sofort wieder zu mir kam; ich stürzte vor und warf den entsetzlichen Fund ins Meer. Der Körper, von dem er stammte, ruhte, wie ich sagte, auf dem Tau und hatte unter den Schnabelhieben des gefräßigen Vogels so auf und ab geschwankt, daß wir ihn wohl für lebend halten konnten. Als die Möve davonflog, schwankte er wieder und fiel teilweise nach vorn, so daß wir das Gesicht sahen. Ich glaube, niemals haben Menschaugen etwas Gräßlicheres geschaut. Die Augen und das ganze Fleisch um den Mund waren ausgefressen, so daß die Zähne vollständig entblößt dalagen. Dies also war das Lächeln, das uns Hoffnung verheißen hatte, dies also war – doch – ich – schweige. Die Brigg glitt, wie ich schon sagte, leewärts am Hinterteil unseres Schiffes entlang. Mit ihr und ihrer fürchterlichen Mannschaft schwand unsere Hoffnung auf Rettung und Leben. Da sie eine Zeitlang dicht hinter uns herschwamm, hätten wir vielleicht ein Mittel finden können, auf sie hinauf zu gelangen. Aber die plötzliche Enttäuschung, unsere grausige Entdeckung machte uns zu stumpfsinnig, um nachzudenken, um überhaupt auf den Gedanken zu kommen. Wir konnten erst wieder denken und handeln, als es zu spät, als kaum der Rumpf des Schiffes noch zu sehen war; da erwogen wir eifrigst die Frage, ob es nicht durch Schwimmen noch zu erreichen sei!

Ich habe später oft versucht, mir das Rätsel, welches das schreckliche Schiff umgab, zu lösen. Seine Bauart und seine Ausstattung ließen, wie ich schon sagte, darauf schließen, daß es ein holländisches Handelsschiff gewesen. Auch die Kleidung dieser Mannschaft bestärkte mich in dieser Ansicht. Wir hätten leicht den Namen des Schiffes lesen und andere Beobachtungen, die uns aufgeklärt haben würden, machen können, doch hatte uns die Aufregung wie mit Blindheit geschlagen. Aus der saffrangelben Farbe der Leichname, die noch nicht ganz verwest waren, schlossen wir, daß die ganze Mannschaft am gelben Fieber oder einer anderen hitzigen Krankheit gestorben sei. Wenn dies wirklich der Fall war, und ich wüßte nicht, welche Krankheit es sonst gewesen sein könnte, so mußte der Tod sie alle ganz plötzlich überrascht haben, und die Krankheit hitziger aufgetreten sein, als irgendeine bis jetzt der Menschheit bekannte Seuche. Es ist ja möglich, daß irgendein zufällig in die Speisevorräte gelangtes Gift das Unheil herbeigeführt hat. Vielleicht hatten sie irgendeine unbekanntes giftige Art Fisch, einen Seevogel oder irgendein anderes Seetier gegessen, was weiß ich? – es ist ja auch

vollständig überflüssig, in einem Falle Vermutungen aufstellen zu wollen, der so ganz in entsetzliche und unergründliche Geheimnisse eingehüllt ist und es auch wohl immer bleiben wird.

Kapitel XI: Die Flasche Portwein

Wir verbrachten den Rest des Tages in stumpfer Lethargie und blickten dem entgleitenden Schiffe so lange nach, bis die Finsternis es unseren Blicken entzog und uns wieder uns selbst überließ. Die Qualen des Hungers und des Durstes stellten sich von neuem ein und verschlangen alle anderen Sorgen und Überlegungen. Doch konnten wir vor Tagesanbruch nichts beginnen. Wir befestigten uns so gut wie möglich und suchten ein wenig auszuruhen. Es gelang mir über Erwarten gut; ich schlief, bis meine Gefährten mich bei Tagesanbruch weckten und wir mit vereinten Kräften von neuem versuchten, Vorräte aus der Speisekammer heraufzuschaffen.

Über dem Wasser schwebte jetzt eine Totenstille. Die See lag so glatt da, wie man sie nicht oft sieht. Das Wetter war warm und freundlich. Die Brigg sahen wir nicht mehr.

Mit einiger Mühe lösten wir einen zweiten Tauhalter los und banden ihn mit dem anderen an Peters' Füße. Er versuchte zum zweiten Male, die Tür der Vorratskammer zu erreichen und hoffte, daß es ihm möglich sein werde, dieselbe aufzustoßen, wenn er nur früh genug an sie herangelangen könne. Da der Schiffsrumpf bedeutend gerader lag als gestern, glaubte er immerhin, heute mehr Glück zu haben.

Es gelang ihm auch sehr bald, die Tür zu erreichen. Er löste eins der Gewichte von seinen Füßen und bemühte sich, dieselbe einzuschlagen. Doch waren alle seine Anstrengungen vergebens, da sie fester gezimmert war, als er erwartete. Er war ganz erschöpft von dem langen Aufenthalt im Wasser, und es erwies sich als nötig, daß einer von uns ihn ablöste. Parker bot sich sofort an, doch gelang es ihm nach dreimaligem Untertauchen nicht einmal, bis zur Tür vorzudringen. Augusts schlimme Verwundung am Arme schaltete jeden Versuch seinerseits von vornherein aus, denn hätte er auch die Speisekammer erreichen können, so wäre es ihm doch erst recht unmöglich gewesen, die Tür zu sprengen. So kam also an mich die Reihe, meine Kräfte unserem gemeinsamen Wohle zur Verfügung zu stellen.

Peters hatte einen der Tauhalter unten in dem schmalen Gange zurückgelassen; und da ich, gleich nachdem ich untergetaucht war, fühlte, daß ich nicht genügend belastet war, um mich mühelos unter Wasser halten zu können, beschloß ich, mich bei meinem ersten Versuche darauf zu beschränken, das verlorene Gewicht wiederzufinden. Als ich mit den Füßen am Boden suchend umherfühlte, stieß ich plötzlich an einen harten Gegenstand, den ich, ohne mich seiner Art und Form zu vergewissern, sofort ergriff, worauf ich mich emporziehen ließ. Man kann sich unsere Freunde kaum vorstellen, als sich mein Fund als eine mit Portwein gefüllte Flasche herausstellte. Wir dankten Gott von ganzem Herzen für diese Hilfe, zogen mit einem Federmesser den Korken heraus, nahmen jeder einen kleinen Schluck und fühlten uns sofort ganz seltsam gestärkt und von Wärme und neuer Lebenskraft durchdrungen. Nun verkorkten wir die Flasche wieder sorgfältig, umwickelten sie mit einem Taschentuch und banden sie vorsichtig fest, damit sie nicht etwa durch ein Unglück abhanden komme oder zerschlagen werde.

Ich ruhte mich ein wenig aus, stieg sodann wieder hinab und fand den Tauhalter, mit dem ich nun von neuem ans Tageslicht kam. Als ich ihn fest um meinen Fuß gebunden hatte, tauchte ich zum dritten Male unter, mußte jedoch einsehen, daß es mir nie gelingen werde, die Tür zur Vorratskammer einzuschlagen. Verzweifelt stieg ich wieder nach oben.

Nun blieb uns – das wußte ich – auch nicht mehr der Schatten einer Hoffnung, und ich schloß aus den Mienen meiner Gefährten, daß auch sie jede Rettung für ausgeschlossen hielten. Der kleine Schluck Portwein hatte sie übrigens ganz und gar betrunken gemacht, mich hatte vielleicht das kalte Bad davor bewahrt. Sie sprachen lauter unzusammenhängendes Zeug, redeten von Dingen, die mit unserer Lage nicht das geringste zu tun hatten. Peters fragte mich nach allem möglichen, z. B. über meine Vaterstadt Nantucket; August kam mit ernster Miene auf mich zu und bat mich um meinen Taschenkamm, sein Haar stecke voller Fischschuppen, er wolle es auskämmen, ehe wir an Land gingen. Parker schien etwas ruhiger zu sein, er flehte mich an, noch einmal in die Kajüte hinunterzutauchen und den ersten besten Gegenstand, den ich nur erfassen könne, mit herauf zu bringen. Ich willfahrte seiner Bitte und brachte, nachdem ich wohl eine ganze Minute unter Wasser gewesen, einen kleinen Lederkoffer herauf, der dem Kapitän Barnard zugehört hatte. Wir öffneten ihn sofort mit der schwachen Hoffnung, er könne vielleicht irgend etwas Eß- oder Trinkbares enthalten, fanden jedoch nichts als ein Etui mit Utensilien zum Rasieren und zwei leinene Hemden. Ich tauchte noch einmal unter und kam diesmal, ohne auch nur das geringste gefunden zu haben, wieder an die Oberfläche. In dem Augenblicke, als ich den Kopf über das Wasser erhob, hörte ich auf Deck das Geräusch eines zerbrechenden Gegenstandes. Als ich genauer hinsehen konnte, bemerkte ich, daß meine Gefährten während meiner Abwesenheit den Rest des Weines ausgetrunken und die Flasche zerbrochen hatten, als sie dieselbe, um nicht von mir überrascht zu werden, eiligst an ihren Platz zurücklegen wollten. Ich warf ihnen ihre Herzlosigkeit vor, und August brach in Tränen aus. Die beiden anderen aber versuchten zu lachen und die Sache ins Scherzhafte zu ziehen; doch hoffe ich, in meinem Leben niemals mehr ein solches Lachen hören und sehen zu müssen. Ihre Züge erschienen so krampfhaft verzerrt, daß mich ein Schrecken durchfuhr. Offenbar war der Alkoholgenuß in ihren vollständig leeren Mägen von augenblicklichster Wirkung gewesen; und sie alle waren, wie gesagt erschreckend betrunken. Nach längerem Zureden bewog ich sie, sich niederzulegen. Sie fielen sofort laut schnarchend in tiefen Schlaf.

Ich war jetzt also sozusagen allein auf der Brigg und saß da, von den hoffnungslosesten, düstersten Gedanken gepeinigt. Ich sah keinen anderen Ausweg, als qualvoll langsam Hungers zu sterben oder bestenfalls von dem nächsten Sturm dem schnelleren Tode des Ertrinkens überliefert zu werden; denn, erschöpft wie wir waren, hätten wir kein zweites Unwetter überstehen können.

Mein Hunger wurde immer unerträglicher, und ich fühlte, daß ich das letzte unternehmen würde, ihn zu stillen. Ich schnitt eine kleines Stück aus dem Lederkoffer und versuchte, es zu essen, doch konnte ich auch nicht ein Atom davon hinunterschlucken. Immerhin schien es mir, als verspürte ich einige Erleichterung meiner Hungersqual, wenn ich kleine Stückchen Leder kaute und wieder ausspie. Gegen Abend erwachten meine Leidensgenossen, befanden sich jedoch nach ihrem Rausch in einem über alle Beschreibung elenden Zustande. Sie zitterten wie im Fieber und schrien mit herzerreißenden Klagetönen um Wasser. Mitleid faßte mich, doch konnte ich nicht umhin, mir Glück zu wünschen, daß mich ein Zufall gewahrt hatte, die fürchterlichen Qualen des Nachdurstes erfahren zu müssen. Das Betragen der Armen beunruhigte mich im höchsten Maße, denn ich sah ein, daß sie mir in ihrem jetzigen Zustande auch nicht die geringste Hilfe zu einer Verbesserung unserer Lage leisten konnten. Ich hatte die letzte Hoffnung, irgend etwas Genießbares von unten heraufschaffen zu können, noch nicht aufgegeben, doch konnte ich nicht eher zu einem neuen Versuche schreiten, bis einer von ihnen wieder so weit zu sich gekommen war, daß er das Tau, an das ich angebunden werden mußte, festhalten konnte. Parker schien seiner Sinne ein wenig mehr mächtig zu sein als die anderen, und ich versuchte alle möglichen Mittel, ihn wieder ganz zu sich zu bringen. Da ich annahm, ein kaltes Bad werde die beste Wirkung ausüben, band ich ihm ein starkes Seil um den Körper und führte ihn an die Kajütentreppe. Er ließ wie im Schlafe alles mit sich geschehen, ich stieß ihn ins Wasser und zog ihn sogleich wieder heraus. Der Erfolg blieb nicht aus, er schien zu sich zu kommen und Kräfte zu gewinnen, denn er fragte mich in ganz vernünftigen Tone,

weshalb ich ihn so behandle. Als ich ihm meine Absicht mitgeteilt hatte, dankte er mir für diesen Dienst und sagte, er befinde sich seit dem Bade bedeutend besser, und sprach dann auch ganz verständlich und ruhig über unsere Lage. Wir beschlossen, unseren beiden Kameraden August und Peters dieselbe Behandlung angedeihen zu lassen. Und auch sie verspürten darnach eine bemerkenswerte Erleichterung.

Als ich sah, daß sie so weit wiederhergestellt waren, um das Ende des Taues halten zu können, begab ich mich noch drei- oder viermal in die Kajüte hinab, obwohl es mittlerweile fast ganz dunkel geworden und sanfte, doch beständige Wellen aus Nord unser Wrack in ein stetes Schwanken versetzten. Ich brachte zwei große Tischmesser, einen Krug, der drei Gallonen hielt, doch leer war, und eine Decke, aber nichts Eßbares herauf! Trotzdem setzte ich meine Versuche so lange fort, bis ich ganz erschöpft war, fand aber nichts, das unseren Hunger hätte stillen können. Während der ganzen Nacht wechselten sich Parker und Peters in neuen Versuchen ab, doch ebenfalls, ohne irgend etwas heraufzuführen. Wir konnten uns nicht mehr verhehlen, daß wir uns ganz vergebens anstrebten, und ließen voller Verzweiflung von weiterem Tauchen ab.

Den Rest der Nacht verbrachten wir unter körperlichen und seelischen Qualen, die keine Feder schildern kann. Als der Morgen des nächsten Tages – nach meiner Berechnung war es der sechzehnte Juli – endlich heraufkam, spähten wir in Todesangst nach allen Himmelsrichtungen um Rettung, doch vergebens. Die See lag noch immer ruhig da, ein gleichmäßiger Strom trieb wie am Abend vorher von Norden. Wir hatten nun seit sechs Tagen nichts gegessen und außer der unseligen Flasche Portwein nichts getrunken, nur noch sehr kurze Zeit zu leben. Ich habe niemals wieder und hoffe niemals wieder zwei so abgemagerte Menschen sehen zu müssen, wie August und Peters. Wenn ich sie unerwartet irgendwo getroffen hätte, ich würde nicht geglaubt haben, einen von ihnen schon einmal gesehen zu haben. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich so vollständig verändert, daß ich kaum glauben konnte, sie seien dieselben Menschen, mit denen ich Nantucket verlassen. Parker war ebenfalls in bejammernswertem Zustande und so schwach, daß er kaum den Kopf von seiner Brust erheben konnte; doch schien es mit ihm nicht ganz so schlimm zu stehen wie mit den beiden anderen. Er litt mit großer Geduld, klagte nicht und versuchte uns auf jede nur mögliche Weise Mut einzuflößen. Ich selbst befand mich, obwohl ich zu Beginn der Reise krank gewesen und stets schwächlich war, ein wenig besser als sie, ich war auch wohl weniger abgemagert und hatte meine geistigen Fähigkeiten in überraschendem Grade beibehalten, während die anderen vollständig kindisch geworden waren: sie schnitten wie Idioten mit albernem Lächeln Grimassen und redeten lauter Unsinn. Von Zeit zu Zeit jedoch schienen sie plötzlich wieder zu sich zu kommen, als gehe ihnen blitzartig eine Erkenntnis ihrer Lage auf. Sie sprangen dann in einer plötzlichen Anwandlung von Kraft auf ihre Füße, sprachen eine kurze Zeitlang ganz vernünftig, doch voll wilder Verzweiflung über unseren Zustand. Es ist jedoch auch möglich, daß meine Gefährten von mir denselben Eindruck hatten, wie ich von ihnen, und daß ich, mir unbewußt, dieselben Torheiten beging, wie sie; nur läßt sich dies nicht mehr feststellen.

Gegen Mittag behauptete Parker, er sehe von Backbord aus Land, und nur mit größter Mühe konnte ich ihn davon zurückhalten, sich ins Wasser zu stürzen, um die Küste schwimmend zu erreichen. Peters und August kümmerten sich nicht um das, was er sagte, und waren offenbar in trübe Apathie versunken. Als ich in der bezeichneten Richtung auslugte, konnte ich nichts erblicken, das auf Land hingewiesen hätte – ich wußte ja auch nur zu gut, daß wir zu weit von jeder Küste entfernt waren, um eine derartige Hoffnung teilen zu können. Und doch dauerte es lange Zeit, ehe ich Parker von seinem Irrtum überzeugt hatte. Er brach in einen Strom von Tränen aus, schluchzte und weinte wohl zwei oder drei Stunden lang laut wie ein Kind, bis er endlich ganz erschöpft in Schlaf verfiel.

Peters und August versuchten nun ebenfalls, kleine Lederstücke zu essen, doch gelang es auch ihnen nicht. Ich riet ihnen, es zu kauen und wieder auszuspeien, sie waren jedoch

zu elend, um meinem Rate folgen zu können. Ich kaute hin und wieder ein Stück und fand noch immer für Minuten eine kleine Erleichterung. Dagegen quälte mich ein wütender Durst, und nur die Erinnerung an die schrecklichen Folgen, die der Genuß des Meerwassers in ähnlichen Fällen wie dem meinen gehabt hatte, hielt mich ab, einen kräftigen Schluck zu nehmen.

Der Tag begann schon zu schwinden, als ich plötzlich gegen Osten, in der Richtung des Backbords, ein Segel entdeckte. Es gehörte anscheinend zu einem großen Schiffe, das quer auf uns zukam und noch zwölf oder fünfzehn Meilen entfernt sein mochte. Keiner meiner Gefährten hatte es bis jetzt bemerkt, und ich teilte ihnen meine Beobachtungen auch noch nicht mit, um nicht in die Gefahr zu kommen, ihnen eine unnütze Enttäuschung zu bereiten. Als das Schiff jedoch näher kam, sah ich ganz deutlich, daß es gerade auf uns zuhielt. Ich konnte mich nun nicht länger bezwingen und wies es meinen Leidensgenossen. Sie sprangen sofort auf ihre Füße, brachen in die tollsten Freudenausbrüche aus, lachten und weinten wie die Irrsinnigen, tanzten und stampften mit den Füßen, rauften ihr Haar, beteten und fluchten in einem Atem. Ihr Betragen sowie die scheinbar sichere Hoffnung auf Befreiung regte mich derart auf, daß ich alle ihre Kapriolen mitmachte und meinen Freuden- und Dankbarkeitsausbrüchen freien Lauf ließ, indem ich mich auf das Deck hinwarf und herumrollen ließ, in die Hände klatschte, laut schrie und ähnlich zwecklose Sachen mehr vollführte, bis ich ganz plötzlich wieder zu mir kam und mich von neuem in Elend und Verzweiflung zurückversetzt fand. Ich bemerkte nämlich, daß das Schiff uns jetzt sein Hinterteil zuwandte und in gerade entgegengesetzter Richtung steuerte zu der, in der ich es zuerst herankommen gesehen.

Es dauerte eine ganze Zeitlang, ehe ich meine armen Kameraden davon überzeugen konnte, daß auch diese Hoffnung wieder entschwunden und wir von neuem der bittersten Verzweiflung anheimgegeben seien. Sie antworteten mir auf alle meine Versicherungen mit einem starren Blicke und mit Gesten, die mir bedeuteten, daß sie sich durch derlei nicht zum besten halten ließen. Das Betragen Augusts schnitt mir ganz besonders in die Seele. Trotz allem, was ich sagte und tat, blieb er dabei, das Schiff näherte sich ja mit großer Schnelligkeit, und machte sich fertig - an Bord zu gehen. Er wies auf ein paar Seepflanzen in der Nähe und behauptete, das sei das Boot, welches das Schiff ausgesandt habe. Er wollte hineinspringen und schrie und heulte in herzerreißenden Tönen, als ich ihn mit Gewalt abhielt, sich ins Wasser zu stürzen.

Nachdem ich ihn ein wenig beruhigt hatte, starrte wir dem Schiffe nach. Der Himmel hatte sich bedeckt, und eine leichte Brise war aufgesprungen. Wir verloren das Segel bald aus den Augen. Als es verschwunden war, wandte sich Parker plötzlich mit einer jähen Bewegung zu mir – und der Ausdruck seines Gesichtes machte mich schauern. Über seinen Zügen lag eine gewisse Ruhe und Entschlossenheit, die ich bis jetzt noch nicht an ihm bemerkt hatte, und noch ehe er den Mund öffnete, flüsterte mir mein Herz zu, was er uns zu sagen habe. Mit ein paar kurzen, harten Worten sprach er's aus: einer von uns müsse zur Erhaltung der anderen geopfert werden.

Kapitel XII: Das kleinste Holz

Schon seit einiger Zeit hatte ich über die Möglichkeit, einer meiner Kameraden könne dies letzte, gräßliche Hilfsmittel vorschlagen, nachgedacht und im geheimen den festen Entschluß gefaßt, lieber den Tod in jeder Gestalt zu erleiden, als zu diesem Ausweg meine Zuflucht zu nehmen. Und der fürchterliche Hunger, der mich quälte, hatte meinen Vorsatz nicht abzuschwächen vermocht. Weder Peters noch August schienen Parkers Worte verstanden zu haben. Ich nahm ihn deshalb beiseite und redete lange auf ihn ein, bat ihn bei allem, was ihm heilig sei, seinen Wunsch nicht noch einmal auszusprechen, und bestürmte ihn mit der ganzen Beredsamkeit, die mir die Angst, der Schauer, der Abscheu eingaben.

Er hörte allem, was ich sagte, still und ohne Widerrede zu. Ich hoffte schon, ihn überzeugt zu haben. Als ich jedoch geendet hatte, sagte er mir, er wisse wohl, daß alles, was ich da gesprochen, richtig, daß ein solches Mittel wohl die gräßlichste Zuflucht sei, auf deren Möglichkeitsgedanken ein denkendes Wesen überhaupt nur verfallen könne. Er habe jedoch so viel gelitten, daß seine Natur nicht länger mehr standhalte. Es sei doch unnütz, daß alle stürben, da sich eine Möglichkeit, ja eine Wahrscheinlichkeit böte, daß durch den Tod eines einzigen von uns die anderen gerettet werden könnten. Ich solle mir nur die Mühe sparen, ihn von seinem Vorhaben abbringen zu wollen.

Als ich sah, daß ich nichts über ihn vermochte, bat ich ihn, wenigstens bis zum folgenden Tage zu warten: wie leicht könne bis dahin noch ein Schiff zu unserer Hilfe kommen! Und wieder bot ich alles auf, diese letzte Hoffnung so wahrscheinlich wie möglich erscheinen zu lassen und Parkers raue Natur zu erweichen. Er antwortete mir, er habe selbst bis zum letzten, allerletzten Augenblick gewartet, er könne ohne irgendwelche Speise nicht länger mehr leben, morgen sei es zu spät - für ihn wenigstens!

Da ich mich überzeugt hatte, daß kein gütiges Zureden Eindruck auf ihn machte, schlug ich einen anderen Ton an und sagte ihm, daß ich verhältnismäßig am wenigsten von uns allen gelitten habe, daß ich augenblicklich viel besser bei Kräften sei als er und August und Peters zusammen, und daß ich deshalb, wenn ich wollte, meinen Willen mit Gewalt durchsetzen könne, daß ich ihn, sobald er den anderen seinen blutigen, kannibalischen Vorschlag machen werde, rücksichtslos in die See werfen würde. Hierauf packte er mich an die Kehle, zog sein Messer und versuchte mich zu erstechen; nur seine große Schwäche hinderte ihn, die Gewalttat wirklich zu begehen. Mein Zorn stieg aufs höchste, und ich stieß ihn bis zum Rande des Schiffes, in der festen Absicht, ihn ins Wasser zu schleudern. Peters sprang hinzu, riß uns auseinander und fragte nach der Ursache des Streites. Parker teilte sie ihm mit, noch ehe ich ihn daran hindern konnte.

Die Wirkung seiner Worte war eine weit schrecklichere, als ich erwartet. August und Peters, die, wie es schien, im geheimen schon lange den gleichen fürchterlichen Gedanken gehabt hatten, den Parker nur zuerst ausgesprochen, stimmten diesem zu und verlangten, daß man ihn unverzüglich ausführe. Ich hatte gehofft, daß wenigstens einer von beiden noch so viel sittliches Bewußtsein behalten habe, daß er mir helfen werde, die Ausführung des gräßlichen Planes zu vereiteln. Da ich mich in dieser Hoffnung getäuscht sah, blieb mir nichts anderes übrig, als an meine eigene Sicherheit zu denken, denn jeder weitere Widerstand konnte ihnen in ihrer sinnlosen Verzweiflung Grund genug sein, mir eine freiwillig übernommene Rolle in der Tragödie, die sich gleich abspielen mußte, zu versagen.

Ich erklärte ihnen also, daß ich auf ihren Vorschlag eingehe, und bat nur um einen Aufschub von einer Stunde, bis sich der Nebel, der uns einhüllte, ein wenig gelichtet habe, und das Schiff, das wir vorhin gesehen, vielleicht wieder zu sehen sei. Mit vieler Mühe gelang es mir, diese Frist zu erhalten. Wie ich erwartet, trug eine lebhaftige Brise den Nebel, noch ehe die Stunde verging, mit sich fort – doch war kein Schiff in Sicht; und wir machten uns dann daran, zu losen.

Nur mit dem größten Abscheu kann ich die Szene, die jetzt folgte, erzählen.

Das einzige Mittel, die grausige Lotterie spielen zu können, boten uns ein paar Hölzchen. Wir kamen überein, daß ich sie halten solle. Ich begab mich an das eine Ende des Decks, während meine Kameraden sich am anderen, den Rücken mir zugewandt, aufstellten. Den bittersten Schmerz empfand ich in dem Augenblicke, da ich die Lose ordnete. Nur sehr, sehr selten kann der Mensch in eine Lage geraten, in der ihm nichts mehr daran liegt, sein Leben zu erhalten. Der Wunsch zu leben wächst meist mit der Unwahrscheinlichkeit, vor dem Tode bewahrt zu bleiben. Das schweigende, entscheidende, harte Werk, das ich jetzt verrichtete, so verschieden von den wilden Gefahren des Sturmes und den langsamen, stets sich steigenden Qualen des

Verhungerns, brachte mir in den Sinn, wie wenig Hoffnung ich hatte, dem schauerhaftesten Tode zu entgehen – einem Tode, der dem allergrößten Zwecke dienen sollte, – und auch der kleinste Schatten flatterte fort von dem Lebensmüte, der mich bis jetzt aufrecht gehalten, fort wie Federn im Winde, und ließ mich als hilflosesten, verächtlichsten Jämmerling zurück. Ich fand anfangs nicht Kraft genug, die Splitter zu zerreißen und zu ordnen; meine Finger versagten mir den Dienst, meine Knie schlotterten gegeneinander. Mit rasender Schnelligkeit glitten tausend unmögliche Pläne, diese Lotterie zu vereiteln, durch meinen Kopf. Ich dachte daran, meinen Gefährten zu Füßen zu fallen und sie zu bitten, mich von ihrem furchtbaren Spiel auszuschließen; mich plötzlich auf sie zu stürzen, einen von ihnen totzuschlagen und dadurch die ganze Lotterie überflüssig zu machen; kurz, ich dachte an alles, nur nicht an das, was man mir zu tun aufgetragen. Plötzlich brachte mich Parkers Stimme wieder zu mir. Er drängte mich, sie von der fürchterlichen Ungewißheit, unter der sie litten, zu befreien. Und auch dann konnte ich die Splitter noch nicht ordnen, sondern dachte über irgendeinen Trick nach, der das kürzeste Stück Holz einem meiner Gefährten in die Hand spielen sollte; denn wir waren übereingekommen, daß der, welcher den kürzesten Splitter zog, für die anderen geopfert werden sollte. Wer mich für diese Schändlichkeit verdammen will, denke sich nur einmal genau in meine damalige Lage hinein!

Schließlich konnte ich nicht länger mehr zögern und mit brechendem Herzen stürzte ich zum Vorderkastell zurück, wo meine Leidensgenossen mich erwarteten. Ich streckte meine Hand mit den Splintern aus. Und Peters zog als der erste. Er war frei - sein Splitter, das sah ich gleich, war nicht der kürzeste; und ich hatte wieder eine Möglichkeit weniger, mein Leben erhalten zu sehen. Ich nahm all meine Kraft zusammen und hielt August die Lose hin. Er zog sofort, und auch er war frei. Und nun waren die Chancen über Leben und Sterben für mich die gleichen. In dem Augenblick erwachte in mir die Wildheit eines Raubtieres, und ich empfand gegen meinen Mitmenschen, den armen Parker, einen wüsten, teuflischen Haß. Doch dauerte dies Gefühl nicht lange; mit krampfhaftem Schauer und geschlossenen Augen hielt ich ihm meine Hand mit den übriggebliebenen Splintern hin. Es dauerte wohl volle fünf Minuten, ehe er sich entschließen konnte zu ziehen, und während dieser qualvollen Frist öffnete ich kein einziges Mal die Augen. Plötzlich fühlte ich, wie mir eins der beiden Lose schnell aus der Hand gezogen wurde. Das Schicksal hatte also entschieden, doch wußte ich nicht, ob für oder wider mich. Niemand sprach, und ich wagte nicht, den Splitter in meiner Hand zu betrachten. Peters ergriff mich endlich bei der Hand, und ich riß gewaltsam meine Augen auf. Ein Blick auf die Züge Parkers überzeugte mich, daß ich gerettet, daß er dem Tode geweiht sei. Ich rang nach Atem und fiel bewußtlos nieder.

Ich erwachte früh genug wieder aus meiner Ohnmacht, um dem Schluß der Tragödie und dem Tode dessen, der sie hauptsächlich verursacht und nun ihr Opfer wurde, beiwohnen zu müssen. Er leistete nicht den geringsten Widerstand und fiel, als Peters ihn in den Rücken gestochen hatte, sofort tot zu Boden. Die grauenvolle Mahlzeit, die nun folgte, will ich nicht beschreiben. Worte haben nicht die Kraft, ihre unerhörte Abscheulichkeit darzustellen.

Es mag genügen, wenn ich sage, daß wir, nachdem wir an dem Blute des Opfers unsern brennenden Durst gestillt hatten, übereinkamen, die Hände, die Füße und den Kopf abzuschneiden und samt den Eingeweiden in die See zu werfen, und daß wir dann den Körper Stück für Stück während der vier auf immer in mein schauerndes Gedächtnis gegrabenen Tage, dem 17., 18., 19. und 20. Juli, verzehrten.

Am 19. ging ein starker Regenguß nieder, der wohl fünfzehn bis zwanzig Minuten dauerte. Wir beschlossen, etwas Wasser in einem der aufgefischten Tücher, das wir aufspannten, aufzufangen. Wir erlangten nicht mehr als eine halbe Gallone, und doch erfüllte uns dieser kümmerliche Vorrat mit verhältnismäßiger Kraft und neuer Hoffnung.

Am 21. befanden wir uns wieder in äußerster Not. Das Wetter war warm und heiter und brachte gelegentliche Nebel und leichte Brisen vom Norden nach Westen.

Als wir am 22. alle drei, einer gegen den anderen gelehnt, schweigend nebeneinander saßen und über unsern bejammernswerten Zustand nachgrübelten, blitzte in mir plötzlich ein Gedanke auf, der mir ein heller Hoffnungsstrahl zu sein schien. Es fiel mir ein, daß mir Peters, nachdem der Fockmast abgehauen worden, eine Axt gegeben, damit ich sie an einem sicheren Platz aufbewahren solle. Diese Axt hatte ich, vielleicht fünf Minuten, ehe sich die Brigg mit Wasser füllte und sank, aufs Vorderkastell gebracht und in einer der Schlafstellen am Backbord verborgen. Wenn ich diese Axt fand, konnte es möglich sein, daß wir das Deck über der Vorratskammer einschlugen und an die Vorratskammern gelangten.

Als ich meinen Gefährten meinen Gedanken mitteilte, stießen sie einen schwachen Freudenschrei aus und folgten mir auf das Vorderkastell. Die Schwierigkeit, hier hinunterzusteigen, war jedoch bei weitem größer als an der Kajütentreppe, da die Öffnung viel kleiner war. Ich zögerte jedoch nicht, den Versuch zu machen, und tauchte, sobald man mir ein Tau um den Leib befestigt hatte, mit den Füßen voran, nach unten, tappte mich, so schnell wie nur möglich, zur Schlafstelle und brachte die Axt mit herauf. Ich wurde mit Triumphgeschrei empfangen, und die Leichtigkeit, mit der ich die Axt erlangt, galt uns allen als gutes Vorzeichen unserer Rettung.

Wir begannen nun mit aller Energie und neuer Hoffnung das Deck aufzureißen; Peters und ich gebrauchten abwechselnd die Axt, August konnte uns wegen seines verwundeten Armes keine Hilfe leisten. Da wir so schwach waren, daß wir uns kaum ohne Stütze aufrecht halten und nur eine oder zwei Minuten hintereinander arbeiten konnten, sahen wir ein, daß viele Stunden zur Vollendung unseres Werkes nötig seien, das heißt, ehe die Öffnung groß genug wäre, um uns Eingang in den Vorratsraum zu gewähren. Doch entmutigte uns diese Aussicht nicht; wir arbeiteten die ganze Nacht beim Lichte des Mondes und hatten bei Tagesanbruch, am Morgen des 23., eine genügend große Öffnung hergestellt.

Peters erbot sich, hinunterzusteigen, tauchte, nachdem wir die üblichen Vorbereitungen gemacht, hinab und kam bald mit einem kleinen Krüge zurück, der zu unserer größten Freude mit Oliven gefüllt war. Wir teilten sie untereinander und verzehrten sie mit großer Gier. Darauf ließen wir Peters zum zweiten Male hinab, und er kam mit einem Funde zurück, der alle unsere Erwartungen überstieg – er brachte einen großen Schinken und eine Flasche Madeira mit herauf. Von dem Weine nahmen wir jeder nur einen ganz kleinen Schluck, denn wir erinnerten uns nur zu deutlich an die fürchterliche Wirkung, die der Portwein gehabt hatte. Der Schinken war bis auf vielleicht zwei Pfund in der Nähe des Knochens durch das Salzwasser ganz verdorben worden und nicht zu essen; das brauchbare Stück teilten wir untereinander. Peters und August konnten ihren Hunger nicht bezähmen und aßen ihre ganze Portion auf einmal auf. Ich war jedoch vorsichtiger und genoß nur eine kleines Stück, denn ich fürchtete, daß das salzige Fleisch unsern Durst steigern werde. Dann ruhten wir eine kurze Zeit von der Arbeit aus, die im Verhältnis zu unseren Kräften eine allzuschwere gewesen.

Als wir uns gegen Mittag ein wenig erfrischt und gestärkt fühlten, erneuerten wir unsere Versuche, zu den Vorräten zu gelangen. Peters und ich tauchten abwechselnd mit mehr oder weniger Erfolg hinab. Gegen Sonnenuntergang hatten wir vier weitere Krüge mit Oliven, noch einen Schinken, einen Ballon mit vielleicht drei Gallonen ausgezeichneten Madeiras und, was uns am meisten erfreute, eine kleine Schildkröte nach oben geschafft. Als der ›Grampus‹ den Hafen verlassen, hatte Kapitän Barnard einige dieser Tiere von einem Schoner, der gerade von der Jagd auf Seetiere im Stillen Ozean zurückkam, übernommen, da sie ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel sind. Das Tier, das wir aus der Vorratskammer herauf brachten, war nicht sehr groß und wog vielleicht fünfundsechzig bis siebzig Pfund. Es war ein Weibchen und außerordentlich fett. In ihrem Beutel fanden

wir mehr als eine Viertelgallone klaren, süßen Wassers; wir füllten es sorgfältig in den Krug, den wir zuallererst, wie man sich entsinnen wird, aus der Kajüte herauf gebracht hatten. Nachdem wir das getan, brachen wir den Hals einer Flasche ab, so daß er mit dem Korken als Boden ein Trinkglas bildete, das nicht ganz eine Viertelpinte hielt. Dann tranken wir jeder ein solches Glas voll aus, und beschlossen, uns mit dieser Ration pro Tag, solange der Vorrat reichte, zu begnügen.

Da während der letzten zwei oder drei Tage das Wetter sehr warm gewesen, war das Bettzeug, das wir aus der Kajüte herauf gebracht, vollständig trocken geworden, so daß wir diese Nacht in verhältnismäßig gutem Zustande, nachdem wir Oliven und Schinken und einen Trunk Wein zum Abendbrot genossen, zubringen konnten. Da wir fürchten mußten, im Falle eines starken Windes etwas von unseren Vorräten zu verlieren, banden wir dieselben, so gut es nur gehen wollte, mit Seilen an die Trümmer des Ankerspills an. Unsere Schildkröte, die wir so lange wie möglich lebendig erhalten wollten, legten wir auf den Rücken und banden sie noch obendrein mehrfach fest.

Kapitel XIII: Endlich!

Ich will wieder die Tagebuchform wählen.

24. Juli Wir erwachten gekräftigt und mit neuem Mute. Trotz der gefährvollen Lage, in der wir uns noch immer befanden, ließen uns die endlosen Leiden, denen wir gerade entronnen waren, unsere jetzige Situation als ein immerhin erträgliches Übel erscheinen – so sehr sind Leiden und Freuden eben nur relative Begriffe.

Kurz nach Sonnenaufgang erneuerten wir unsere Versuche, Lebensmittel aus der Vorratskammer heraufzuschaffen. Da jedoch bald ein kräftiger Regenguß niederging, standen wir einstweilen davon ab und bemühten uns, mittels des Tuches, das uns schon einmal zu diesem Zwecke gedient hatte, Wasser aufzufangen. Wir hielten es aufgespannt, nachdem wir eins der Eisenstücke, die uns beim Tauchen in die Vorratskammer als Gewichte gedient, in seine Mitte gelegt hatten. Es bildete dort eine Vertiefung, in der sich Wasser sammelte, das durch das Tuch in den darunterstehenden Krug tropfte. Er war fast gefüllt, als ein heftiger Wind aus Norden uns zwang, die Arbeit aufzugeben, denn das Deck schwankte so, daß wir uns nicht mehr auf den Füßen halten konnten. Wir begaben uns wieder nach vorne, banden uns, wie vorher schon oft, an das Ankerspill fest und erwarteten die Ereignisse, die kommen sollten, mit mehr Ruhe, als wir es wohl selbst unter solchen Umständen für möglich gehalten hätten. Gegen Mittag frischte sich der Wind noch mehr auf, und der Abend brachte einen heftigen, von wildem Wogengang begleiteten Sturm. Da die Erfahrung uns jedoch schon gelehrt hatte, wie wir uns, ohne uns erheblichen Schaden zuzufügen, möglichst fest anbinden konnten, verbrachten wir die Nacht in verhältnismäßiger Sicherheit, obwohl wir jeden Augenblick fürchten mußten, von den Sturzwellen, die uns fast ununterbrochen bis auf die Haut durchnäßten, doch noch über Bord gerissen zu werden. Glücklicherweise hatte das Wasser bei dem warmen Wetter eine fast angenehme Temperatur.

25. Juli Heute morgen hatte sich der Sturm gelegt, es blies nur noch eine leichte Brise, und der Wogengang beruhigte sich allmählich. Zu unserem großen Schmerze bemerkten wir jedoch, daß zwei Kübel mit Oliven und der ganze Schinken, trotz der Vorsicht, mit welcher wir beides angebunden hatten, über Bord gegangen waren. Wir beschlossen, die Schildkröte noch nicht zu töten, sondern begnügten uns zum Frühstück mit ein paar Oliven und einer Ration Wasser, die wir halb mit Wein mischten. Dies leichte Getränk stärkte und erquickte uns sehr. Das Meer war noch immer zu bewegt, als daß wir unsere Nachforschungen in der Vorratskammer hätten fortsetzen können. Während des Tages bemerkten wir, daß der Schiffsrumpf sich mehr als je auf die Seite legte, so daß wir, ohne uns festzuhalten, nicht mehr aufrecht stehen konnten. Wir verbrachten so einen trüben, unbequemen Tag. Zu Mittag stand die Sonne fast gerade über unseren Häuptern, und wir zweifelten nicht, daß uns die fast ununterbrochenen Winde aus Nord und

Nordwest in die Nähe des Äquators getrieben hatten. Gegen Abend sahen wir einige Haifische und wurden durch die gierige Art, mit der sich einer der größten uns näherte, nicht wenig beunruhigt. Einmal begrub eine Welle das Deck ziemlich tief unter Wasser, und das Ungeheuer schwamm über uns dahin. Ungefähr über der Kajütentreppe hielt es ein paar Augenblicke still, wobei es Peters ziemlich heftig mit seinem Schwänze anstieß. Schließlich wurde es von einer mächtigen Welle hinweggetragen. Bei ruhigem Wetter hätten wir uns seiner bald bemächtigen können.

26. *Juli* Gegen Morgen hatte sich der Wind fast ganz gelegt, die See war ziemlich ruhig, und wir setzten unsere Nachforschungen in der Vorratskammer fort. Nachdem wir den ganzen Tag hart gearbeitet hatten, mußten wir einsehen, daß von hier aus nichts mehr zu erreichen war. Die Scheidewände waren während der Nacht zusammengebrochen, und der Inhalt an Lebensmitteln schwamm nun wahrscheinlich im Schiffsraum umher.

27. *Juli* Die See liegt wieder fast glatt, ein leichter Wind weht aus Nord und West. Am Nachmittag brannte die Sonne heiß, und wir beschäftigten uns damit, unsere Kleider zum Trocknen aufzuhängen. Wir erquickten uns ein wenig durch ein Seebad, doch mußten wir dabei sehr vorsichtig sein, weil wir während des Tages wieder mehrere Haie in der Nähe der Brigg gesehen hatten.

28. *Juli* Wir haben noch immer gutes Wetter. Die Brigg neigte sich so auf die Seite, daß wir fürchten mußten, sie werde ganz umschlagen. Wir banden die Schildkröte, den Wasserkrug und die zwei Olivenkrüge windwärts an der Außenseite des Rumpfes an. Die See blieb den ganzen Tag sehr glatt und ruhig.

29. *Juli* Augusts verwundeter Arm zeigt Symptome, die auf Brand hinweisen. Er klagte über Schwäche und großen Durst, schien jedoch keine ausgesprochenen Schmerzen zu empfinden. Wir konnten nichts weiter für ihn tun, als seine Wunden mit ein wenig Öl, das wir von den Oliven nahmen, einzureiben. Es gewährte ihm jedoch keine Erleichterung. Wir verschafften ihm, soweit es in unserer Macht stand, alle Bequemlichkeiten und verdreifachten seine Ration Wasser.

30. *Juli* Ein außerordentlich heißer, windstillter Tag. Ein riesiger Haifisch schwamm den ganzen Vormittag mit unserem Wrack dahin. Wir machten verschiedene vergebliche Versuche, ihn durch eine Schlinge zu fangen. August befindet sich viel schlechter und wird sowohl aus Mangel an geeigneter Nahrung wie infolge seiner Wunde immer schwächer. Heute abend verzehrten wir auch unsere letzten Oliven. Das Wasser im Krüge war so faulig geworden, daß wir es ohne einen Zusatz von Wein überhaupt nicht zu genießen vermochten. So wurde denn beschlossen, morgen früh die Schildkröte zu schlachten.

31. *Juli* Nach einer Nacht, die wir der Lage des Wracks wegen in Angst und Unbequemlichkeit verbrachten, machten wir uns daran, die Schildkröte zu schlachten und zu zerschneiden. Sie war bedeutend kleiner, als wir zuerst vermutet hatten; das eßbare Fleisch betrug höchstens zehn Pfund. In der Absicht, einen Teil desselben so lange wie möglich aufzubewahren, schnitten wir denselben in ganz kleine Stücke, füllten diese in die drei leeren Olivenkrüge und die Weinflasche und gossen das Öl von den Oliven darüber. Auf diese Weise setzten wir ungefähr drei Pfund beiseite und versprachen uns, nicht eher dran zu rühren, als bis das übrige verzehrt sei. Dann beschränkten wir unsere Rationen auf vier Unzen pro Tag, so daß der ganze Fleischvorrat dreizehn Tage ausreichen konnte. In der Dämmerung ging unter Donner und Blitz ein heftiger Regen nieder, doch währte er so kurze Zeit, daß wir nicht mehr als eine halbe Pinte Wasser aufsammeln konnten. Wir bestimmten sie für August, mit dem es immer schlechter ging. Er trank das Wasser gleich aus dem Tuche, das wir so über ihn hielten, daß die Tropfen ihm in den Mund träufelten. Wir hatten nämlich kein leeres Gefäß mehr.

Dem Kranken schien der Trunk gar keine Erleichterung zu verschaffen. Sein Arm ist vom Handgelenk bis zur Schulter ganz schwarz, und die Füße sind kalt und starr wie Eis. Wir müssen jeden Augenblick seinen Tod erwarten. Er ist erschreckend abgemagert -; als wir Nantucket verließen, wog er, wie ich mich erinnere, hundertsiebenundzwanzig Pfund; jetzt kann er nur noch vierzig, allerhöchstens fünfzig Pfund schwer sein. Seine Augen liegen tief in ihren Höhlen und sind kaum sichtbar, und die Haut seiner Wangen hängt so schlaff und lang herab, daß er nur mit Mühe kauen und selbst Flüssigkeiten nur mit Anstrengung schlucken kann.

1. *August* Das Wetter ist fortgesetzt ruhig, die Sonne brennt heiß. Wir litten quälenden Durst, denn das Wasser im Krüge war nun ganz in Fäulnis übergegangen und wimmelte von Maden. Dennoch schluckten wir ein paar Tropfen, die wir mit Wein vermischten, ohne daß wir unseren Durst stillen konnten. Etwas mehr Erleichterung gewährte uns das Baden in der See, doch konnten wir uns dasselbe nur in langen Zwischenräumen und mit großer Vorsicht gestatten, da beständig Haie in der Nähe waren.

Gegen Mittag verschied August unter heftigen Zuckungen, nachdem er schon seit Stunden kein Wort mehr gesprochen hatte. Sein Tod erfüllte uns mit den traurigsten Ahnungen, und wir waren so niedergeschlagen, daß wir den ganzen Tag über schweigend neben dem Leichnam sitzen blieben. Erst nach Anbruch der Nacht hatten wir den Mut, uns zu erheben und die Leiche über Bord zu werfen. Sie war in einem entsetzlichen Zustande und schon so weit in Fäulnis übergegangen, daß Peters, als er versuchte, sie aufzuheben, ein ganzes Bein in der Hand behielt. Als die zerfallende Masse an der Wand des Schiffes entlang in das Meer glitt, bemerkten wir bei dem phosphoreszierenden Schein, der von ihr ausging, sieben oder acht Haifische, deren Zähne, als sie die Beute untereinander teilten, ein unheimliches Knirschen hören ließen, das weithin vernehmbar war. Entsetzen durchfuhr uns bei diesem schaurigen Geräusche.

2. *August* Gleiches Wetter; schreckhafte Stille, glühende Hitze. Der Morgen fand uns in bedauernswerter Niedergeschlagenheit und völliger physischer Erschöpfung. Das Wasser in dem Krüge war nur noch eine dicke, schleimige Masse, ein ekelhaftes Gemisch von Würmern und Schlamm. Wir schütteten es aus, und nachdem wir den Krug sorgfältig im Meere gereinigt hatten, legten wir die Reste der Schildkröte hinein. Unser Durst war inzwischen unerträglich geworden, und wir versuchten vergebens, ihn mit dem Weine zu löschen. Er berauschte uns nur. Wir wollten darauf unsere Qualen durch eine Mischung von Wein und Meerwasser lindern, der Genuß hatte aber derartige Übelkeiten im Gefolge, daß wir ihn nicht wiederholten. Den ganzen Tag über erwarteten wir mit Sehnsucht den Augenblick, in dem wir ein Bad nehmen konnten -, doch vergebens. Unser Fahrzeug war rundherum von Haifischen buchstäblich belagert; es waren wohl dieselben Ungeheuer, welche unseren armen Kameraden am vergangenen Abend verschlungen hatten und nun jeden Augenblick ein neues, gleiches Mahl erwarteten. Bitterer Schmerz und beängstigende Ahnungen erfüllten uns bei ihrem Anblicke. Das Bad hatte uns so unvergleichliche Erleichterung verschafft, daß der Gedanke, dieses kleinen Trostes auf so entsetzliche Art beraubt zu sein, unerträglich schien. Dabei schwebten wir beständig in Todesangst. Eine leichte Schwankung des Wracks konnte uns in den Bereich dieser gierigen Fische bringen. Weder Schreien noch Bewegungen unsererseits schienen sie abzuschrecken. Einer der größten, der von Peters einen Hieb mit der Axt erhalten hatte, ließ sich selbst dadurch nicht vertreiben, sondern verfolgte uns weiter. – Eine Wolke zog am Horizont auf, ging aber zu unserer größten Enttäuschung vorüber, ohne sich zu entladen. Man kann sich einfach keine Vorstellung davon machen, welche Qualen uns der Durst verursachte; diese Martern und die Furcht vor den Haifischen ließen uns die ganze Nacht nicht schlafen.

3. *August* Noch immer keine Aussicht auf Besserung! Wir beschäftigten uns damit, unseren Wein und die Überreste der Schildkröte in Sicherheit zu bringen, um sie nicht zu verlieren, falls das Wrack, das sich immer mehr auf die Seite legte, umschlug. Zwei starke Nägel trieben wir nicht weit vom Kiel in den Schiffsrumpf und befestigten daran

den Proviant, der uns dort sicherer zu sein schien als an dem Orte, an dem wir ihn vorher untergebracht hatten. Im übrigen fortgesetzt quälender Durst. Keine Gelegenheit, uns zu baden, da uns die Haifische nicht einen Augenblick verlassen. Schlaf unmöglich.

4. *August* Kurz vor Tagesanbruch bemerkten wir, daß das Fahrzeug den Kiel ganz nach oben drehte, und wir mußten sehr vorsichtig sein, um nicht durch die Bewegung fortgeschleudert zu werden. Zuerst ging die Umwälzung nur langsam, so daß wir ohne Mühe in die Höhe klettern konnten; besonders da wir den guten Gedanken gehabt hatten, Tauenden an den beiden Nägeln, die unsere Vorräte festhielten, hängen zu lassen. Aber wir hatten die Steigerung der Gewalt nicht berechnet; die Bewegung wurde zu heftig, und bevor wir noch Zeit hatten, herumzuklettern, fühlten wir uns mit Ungestüm in das Meer geschleudert, wo wir ein paar Klafter tief untersanken, während der riesige Kiel gerade über uns stand.

Als ich ins Wasser tauchte, hatte ich mein Seil fahren lassen müssen. Ich befand mich vollständig unter dem Fahrzeug, und da meine Kräfte gänzlich erschöpft waren, machte ich kaum einen Versuch, mein Leben zu retten und ergab mich schon in mein Schicksal. Aber ich hatte nicht an den natürlichen Gegenstoß der aufsteigenden Wasserwirbel gedacht, der durch die Umdrehung des Schiffes verursacht wurde; er riß mich noch schneller wieder in die Höhe als ich hinuntergeschleudert worden war. Als ich wieder an die Oberfläche des Wassers kam, befand ich mich ungefähr zwanzig Ellen vom Wrack entfernt. Das Fahrzeug lag mit dem Kiel nach oben, schwankte wild hin und her, und das Meer rundherum war sehr bewegt und voll heftiger Strudel. Von Peters keine Spur. Ein Fäßchen mit Öl schwamm ein paar Schritte von mir entfernt, und verschiedene andere Gegenstände aus der Brigg lagen rings auf dem Wasser umher.

Am meisten ängstigten mich die Haifische, die, wie ich wußte, sich in meiner Nähe befanden. Um sie, wenn möglich, fernzuhalten, schlug ich heftig mit Händen und Füßen um mich, während ich mich dem Schiffskiel näherte, und hüllte mich dadurch in eine dichte Schaumwolke. Ich zweifle nicht, daß ich diesem einfachen Hilfsmittel allein meine Rettung verdanke; denn kurz bevor die Brigg umschlug, wimmelte das Meer rings derartig von diesen Ungeheuern, daß ich, während ich mich im Wasser befand, unbedingt mit ihnen in Berührung gekommen sein muß. Durch einen glücklichen Zufall erreichte ich also das Schiff, ohne Schaden zu nehmen; aber ich war durch die heftigen Anstrengungen so erschöpft, daß ich niemals hätte hinaufklettern können, hätte mir Peters nicht willkommene Hilfe geboten. Er war von der anderen Seite bereits hinaufgeklettert und warf mir nun eines der Seile zu, die wir am Nagel befestigt hatten.

Kaum waren wir dieser Gefahr entronnen, als unsere Aufmerksamkeit auf eine neue, nicht weniger entsetzliche gelenkt wurde: wir mußten Hungers sterben. Alle unsere Vorräte waren fort, waren weggefegt trotz der Sorgfalt, mit der wir sie in Sicherheit gebracht hatten. Schlimm war auch, daß die Tücher und Decken verschwunden waren, mit denen wir bisher immer das Regenwasser aufgefangen hatten. Aber als wir uns nun ordentlich umsahen, fanden wir den ganzen unteren Teil des Schiffes mit einer dichten Lage großer Austern bedeckt, die uns eine vorzügliche, kräftige, reichliche Nahrung boten. So hatte sich also das Unglück, das uns zuerst so großen Schrecken verursacht, doch noch zu unserem Besten gewandt. Wir hatten einen Vorrat entdeckt, der für länger als einen Monat ausreichte.

Doch ließ die Schwierigkeit, Wasser zu verschaffen, uns vorläufig diese Wohltat übersehen, die uns aus der Veränderung unserer Lage erwachsen war. Um den ersten kommenden Regen so gut wie möglich auszunutzen, zogen wir unsere Hemden aus, um uns ihrer wieder als Tücher zu bedienen, aber wir durften natürlich nicht erwarten, auf diese Weise im günstigsten Falle mehr als ein Achtel Maß auf einmal zu erhalten. Doch keine Wolke zeigte sich tagsüber am Himmel, und der Durst wurde immer quälender. Nachts schlief Peters eine Stunde lang, sehr unruhig; mir selbst erlaubte die Heftigkeit meiner Qualen nicht, die Augen auch nur einen Augenblick lang zu schließen.

5. *August* An diesem Tage erhob sich morgens eine angenehme Brise und trieb uns durch eine Menge Algen, zwischen denen wir glücklicherweise kleine Krabben entdeckten, die für mehrere köstliche Mahlzeiten ausreichten. Da die Schalen noch sehr zart waren, aßen wir sie ganz und bemerkten, daß sie unseren Durst viel weniger reizten als die Austern. Da wir keine Haifische mehr entdeckten, wagten wir es auch, uns zu baden, und blieben vier oder fünf Stunden im Wasser, während welcher Zeit wir eine bemerkenswerte Verminderung unseres Durstes verspürten. Nachdem wir uns so gestärkt hatten, konnten wir beide ein wenig schlafen und verbrachten die Nacht viel angenehmer als die vergangene.

6. *August* Heute wurden wir von einem anhaltenden Regen erfreut, der von Mittag bis gegen Abend dauerte. Da beklagten wir bitter den Verlust des Kruges und der Korbflasche, denn, trotz der Unzulänglichkeit unserer gegenwärtigen Mittel, hätten wir doch mit Leichtigkeit eins von ihnen, wenn nicht beide, füllen können. Doch konnten wir wenigstens unseren Durst stillen, indem wir unsere Hemden vollständig naß werden ließen und dann die Flüssigkeit in unseren Mund auspreßten. Der ganze Tag verging unter dieser Beschäftigung.

7. *August* Gerade bei Anbruch des Tages bemerkten wir beide im selben Augenblick ein Segel im Osten, das direkt auf uns zuhielt! Wir begrüßten die Erscheinung mit einem ekstatischen Schrei und begannen sogleich, alle nur möglichen Signale zu geben, winkten mit unseren Hemden, sprangen so hoch, wie es unsere Schwäche zuließ und schrien mit der ganzen Kraft unserer Lungen, obwohl das Fahrzeug noch fünfzehn Meilen entfernt war. Doch näherte es sich uns immer mehr, und wir waren überzeugt, daß es, wenn es die Richtung beibehielt, uns unfehlbar bemerken müsse. Eine Stunde nachdem wir es entdeckt hatten, konnten wir mit Leichtigkeit die Menschen auf Deck erkennen. Es war ein langer, niedriger Schoner mit stark nach hinten geneigtem Mastwerk und schien eine zahlreiche Mannschaft mit sich zu führen. Wir standen Todesangst aus, denn wenn wir auch nicht annehmen konnten, daß sie uns nicht bemerkten, so fürchteten wir doch, daß sie uns unserem Schicksal überlassen würden -, was ja, so barbarisch roh es ist, auf dem Meere zuweilen vorkommt. Doch erbarmte man sich unserer. Wir bemerkten plötzlich eine Bewegung auf dem fremden Fahrzeug,; man zog die englische Flagge auf und steuerte direkt auf uns zu. Eine halbe Stunde später waren wir wohlbehalten in der Kajüte des Schoners ›Jane Guy‹ aus Liverpool, der Robben und anderes Seetier jagen und in dem Südmeer und dem Stillen Ozean Tauschhandel treiben wollte.

Kapitel XIV: Auf der ›Jane Guy‹

Der Schoner war ein schönes Schiff von hundertachtzig Tonnen und einer Besatzung von fünfunddreißig Köpfen. Guy, der Kapitän und zugleich Miteigentümer, war ein Mann von guten Manieren und mit den Handelslinien des Südmeeres, auf dem er den größten Teil seines Lebens verbracht, genau bekannt.

Der Schoner war am 10. Juli aus Liverpool abgefahren, hatte am 29. Kap Verde erreicht und war dann gen Südwesten gesegelt. Am Tage, da man uns aufnahm, befand man sich in der Höhe des Kap St. Roque auf dem 31. westlichen Längengrade, so daß wir also ungefähr 25 Grade von Norden nach Süden getrieben worden waren.

An Bord wurden wir übrigens mit all der Freundlichkeit und dem Mitleid behandelt, das unser beklagenswerter Zustand erwecken mußte. Im Laufe von vierzehn Tagen, während wir bei günstigem Winde und dem schönsten Wetter noch immer in südwestlicher Richtung steuerten, erholten wir uns vollständig von den Entbehrungen und schrecklichen Leiden; und bald erschien uns die ganze Vergangenheit nur wie ein entsetzlicher Traum, aus dem uns das Erwachen glücklich wieder herausgerissen. Ich habe seitdem oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß diese Art Vergessen stets durch eine plötzliche Umwandlung der Freude in Leid oder des Leides in Freude herbeigeführt wird -, daß die Kraft und Schnelligkeit des Vergessens zu der Größe des Kontrastes immer im Verhältnis

steht. So war es mir oft ganz unmöglich, mir all das Elend noch einmal vorzustellen, das ich in den letzten Tagen auf unserem Schiffe erduldet hatte. Man erinnert sich der einzelnen Vorfälle wohl noch ganz deutlich, aber man hat nicht mehr dieselben Empfindungen, die jene Ereignisse damals in uns hervorriefen. Alles, was ich noch weiß, ist, daß ich während der ganzen Zeit, da jene Ereignisse vor sich gingen, immer überzeugt war, eine noch größere Qual könne die menschliche Natur nicht ertragen.

Während einiger Wochen setzten wir unsere Reise ohne einen wichtigeren Zwischenfall fort; wir trafen nur von Zeit zu Zeit Walfischfänger und sehr häufig schwarze Walfische.

Am 16. September, als wir in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung waren, hatte der Schoner den ersten heftigen Sturm seit seiner Abreise von Liverpool zu überstehen.

Am 13. Oktober bekamen wir unter dem $46^{\circ}5'$ südlicher Breite und dem $37^{\circ}4'$ östlicher Länge die Prinz-Eduards-Inseln in Sicht. Und am 18. die Insel Kerguelen, genannt die ›Insel der Trostlosigkeit‹, im Südosten des Kaps der Guten Hoffnung, wo wir in Christmas-Harbour vor Anker gingen.

Noch am Morgen unserer Ankunft ließ der Steuermann die Boote klar machen, um auf die Suche nach Robben zu gehen (obwohl die Jahreszeit noch nicht genügend vorgeschritten war). Den Kapitän und einen jungen Verwandten von ihm setzte man dann an einem Punkte der Küste ab, da die beiden im Innern der Insel etwas zu besorgen hatten. Sie nahmen eine Flasche mit sich, in der sich ein versiegelter Brief befand, und gingen in der Richtung des höchsten Berggipfels des Landes fort. Jedenfalls hatten sie die Absicht, einen Brief auf dieser Höhe für ein anderes Schiff niederzulegen, das nach ihnen an der Insel landen würde. Sobald wir sie aus den Augen verloren hatten (denn Peters und ich waren im Boote des Steuermanns), begannen wir, die Küste entlang zu fahren. Wir brachten ungefähr drei Wochen damit dazu, suchten mit sorgfältiger Genauigkeit jeden Winkel ab, nicht nur auf Kerguelen, sondern auch auf allen umliegenden Inselchen. Doch wurden unsere Bemühungen von keinem bemerkenswerten Erfolge gekrönt. Wir sahen viele Pelzrobber, aber sie waren außerordentlich mißtrauisch, und trotz aller Mühe, die wir uns gaben, konnten wir uns doch nicht mehr als dreihundertfünfzig Felle verschaffen. Die Trompeten-Robber, auch die See-Elefanten genannt, waren sehr zahlreich auf der östlichen Küste der Insel vertreten, aber wir töteten nur einige zwanzig, und auch die nur mit größter Schwierigkeit. Auf den kleinen Inseln sahen wir eine große Menge Robber mit rauhen Borsten, aber wir ließen sie in Ruhe. Am 11. November kamen wir an Bord des Schoners zurück, wo wir den Kapitän Guy und seinen Neffen wiederfanden, die gar unerfreuliche Mitteilungen über das Innere des Landes machten und es als eine der unwirtschaftlichsten, unfruchtbarsten Gegenden der Erde hinstellten.

Am 12. verließen wir Christmas-Harbour und nahmen unsere westliche Route wieder auf. Wir kamen an den Prinz-Eduards-Inseln vorbei, die wir links liegen ließen. Dann steuerten wir mehr nach Norden und erreichten in vierzehn Tagen die Tristan-d'Acunha-Inseln, die auf dem 37° südlicher Breite und dem 12° westlicher Länge liegen. Wir konnten uns mit Leichtigkeit neu verproviantieren – denn es gab in der dortigen Kolonie Schafe, Schweine, Ochsen, Kaninchen, Geflügel, Ziegen, Getränke verschiedener Art und Gemüse in Hülle und Fülle. Ganz in der Nähe der größten Insel bei achtzehn Klafter Tiefe gingen wir vor Anker und brachten bequem alles, was wir brauchten, an Bord. Der Kapitän Guy kaufte auch fünfhundert Robbenfelle. Wir blieben ungefähr eine Woche lang, während welcher Zeit immer Nordwestwind wehte und das Wetter ziemlich nebelig war. Am 5. Dezember gingen wir weiter nach Süden.

Der Kapitän hatte ursprünglich die Absicht gehabt, die Meerenge von Magellan zu passieren und an der westlichen Küste von Patagonien entlang zu steuern. Aber eine Auskunft, die man ihm auf Tristan d'Acunha gegeben, bestimmte ihn dazu, die südliche Richtung einzuschlagen, in der Hoffnung, einige kleine Inseln zu entdecken, von denen man ihm gesagt hatte, daß sie auf dem 60° südlicher Breite und dem $40^{\circ}2'$ westlicher

Länge liegen müßten. Falls er diese nicht auffinden sollte, beabsichtigte er, wenn die Witterung es eben erlaubte, nach dem Pol hin zu steuern. Wir befanden uns also am 12. Dezember in dieser Richtung. Am 18. hatten wir die Stelle erreicht, die man uns angegeben hatte und kreuzten nun drei Tage in der Umgegend herum, ohne eine Spur von den fraglichen Inseln zu finden. Am 21., als das Wetter besonders schön war, wandten wir uns wieder nach Süden, in der Absicht, diesen Weg so weit wie möglich fortzusetzen. Man hatte damals schon viele Versuche gemacht, um zum Südpol vorzudringen. Immerhin blieben zu der Zeit, da die ›Jane Guy‹ ihre Fahrt antrat, noch ungefähr 300 Längengrade, auf denen man noch nicht über den Polarkreis hinausgekommen war. So öffnete sich vor uns also noch die mannigfachste Entdeckungsmöglichkeit. Und der Entschluß des Kapitäns Guy, kühn dem Süden entgegenzusteuern, erfüllte mich denn auch mit erwartungsseliger, brennender Neugier.

Kapitel XV: Dem Südpol zu

Vier Tage lang segelten wir dem Süden zu, ohne auf Eisberge zu stoßen. Am 26. mittags hatten wir den 63°2' südlicher Breite bei 41°2' westlicher Länge erreicht, als wir einige Eisinseln und einen nicht allzu großen Eisberg bemerkten. Der Wind trieb fast immer nach Südosten, war aber ganz schwach. Hatten wir einmal Westwind, so war er stets von Regenschauern begleitet. Täglich mehr oder weniger Schnee. Das Thermometer zeigte am 27. 35 Grad Fahrenheit.

1. Januar 1828 An diesem Tage waren wir vollständig von Eis umgeben, und unsere Aussichten gestalteten sich gar trübe. Ein starker Sturm wehte aus Nordost den ganzen Morgen lang und trieb gegen das Steuer und den hinteren Teil des Schiffes dicke Eisschollen mit so großer Heftigkeit, daß wir alle für die Folgen fürchteten. Gegen Abend noch tobte der Sturm mit Wut; aber eine mächtige Eisscholle vor uns teilte sich plötzlich, und wir konnten endlich mit vollen Segeln durch die kleineren Schollen hindurchdringen, bis wir das freie Meer erreicht hatten. Als wir uns näherten, ließen wir die Segel langsam nach, und als wir endlich die Gefahr im Rücken hatten, legten wir mit einem einzigen Segel bei.

2. Januar Das Wetter war ziemlich günstig. Mittags befanden wir uns auf dem 69°1' südlicher Breite und dem 42°2' westlicher Länge, nachdem wir den Polarkreis schon überschritten hatten. Im Süden bemerkten wir nur wenig Eis, obwohl hinter uns weite Eisfelder lagen. Wir stellten uns eine Art Sonde aus einem eisernen Topfe her, der zwanzig Gallonen hielt und an einer Meßschnur von zweihundert Klaftern Länge befestigt war. Wir fanden eine Strömung, die uns mit einer Geschwindigkeit von einer Viertelmeile in der Stunde nach Süden trieb. Die Temperatur der Luft betrug ungefähr 33°. Die Abweichung der Magnetnadel 14°2' nach Westen.

5. Januar Wir sind noch immer weiter nach Süden vorgedrungen, ohne großen Schwierigkeiten zu begegnen. Heute morgen jedoch, als wir uns auf dem 73°1' südlicher Breite bei 42°1' westlicher Länge befanden, hatten wir einen neuen Aufenthalt durch ein ungeheures Eisfeld, das sich vor uns erstreckte. Nichtsdestoweniger sahen wir dahinter das offene Meer und zweifelten keinen Augenblick, daß wir es erreichen würden. Wir steuerten nach Osten, fuhren an dem Eisfelde vorbei und fanden endlich einen Durchgang, der ungefähr eine Meile breit war und durch den wir uns so gut wie möglich eine freie Bahn suchten. Das Meer, in das wir dann gelangten, war wohl reich an kleinen Eisinseln, hatte aber keine bedeutenden Eisberge – und so drangen wir mutig immer weiter vor. Die Kälte schien nicht zuzunehmen, obwohl wir häufig Schneefälle hatten und von Zeit zu Zeit Hagelschauer von größter Heftigkeit. Unabsehbare Albatrosschwärme flogen über uns von Südosten nach Nordwesten.

7. Januar Das Meer ist noch immer fast frei und offen, so daß wir unsere Fahrt ungehindert fortsetzen können. Im Westen sahen wir einige Eisberge von riesiger Größe, und nachmittags kamen wir in die unmittelbare Nähe einer solchen Masse, deren Gipfel

sich sicher vierhundert Klafter über dem Meeresspiegel erhob. Auf ihrer Basis hatte sie wohl dreiviertel Meile im Umfang, und aus einigen Spalten in der Seite flossen kleine Wasserbäche. Zwei Tage lang konnten wir diesen Koloß erblicken; dann verlor er sich im Nebel.

10. Januar Am frühen Morgen hatten wir das Unglück, einen Mann zu verlieren. Er glitt mit einem Fuße aus, stürzte über Bord und fiel zwischen zwei Eisschollen, um nie mehr zum Vorschein zu kommen. Mittags befanden wir uns auf dem 78°3' südlicher Breite bei 40°1' westlicher Länge. Die Kälte war nun sehr empfindlich geworden, und fortwährend gingen Hagelschauer aus Nordosten nieder. In dieser Richtung bemerkten wir auch wieder einige mächtige Eisberge, und der ganze Horizont im Osten war durch eine Eisregion abgegrenzt, die amphitheatralisch aufstieg. Abends begegneten wir einigen Holzblöcken, welche im Wasser trieben und auf welchen sich ein Schwärm von Vögeln niedergelassen hatte. Die Schwankung der Magnetnadel war nun weniger beträchtlich als vorher, nachdem wir den Polarkreis überschritten hatten.

12. Januar Unsere Fahrt nach Süden ist von neuem sehr zweifelhaft geworden; denn in der Richtung des Pols können wir nichts als eine Eisfläche entdecken, deren Grenzen, wie es scheint, unabsehbar sind, und die sich an ein ungeheures Eisgebirge schließt, dessen einzelne Gipfel zwischeneinander furchtbare Abgründe bergen. Wir sind bis zum 14. nach Westen gesteuert, in der Hoffnung, einen Durchgang zu finden.

14. Januar Am Morgen des 14. erreichten wir das westliche Ende der Eisfläche, die uns den Weg abschnitt; und nachdem wir an ihren Küsten entlang gefahren waren, kamen wir wieder ins offene Meer, in dem sich kein Stück Eis mehr befand. Wir ließen wieder unsere Meßlinie ins Wasser und fanden einen Strom, der nach Süden mit einer Schnelligkeit von einer halben Meile in der Stunde trieb. Die Temperatur der Luft betrug 47°, die des Wassers 34°. Wir segelten weiter nach Süden, ohne noch auf ein weiteres Hindernis zu stoßen, bis zum 16. Januar. Am Mittag dieses Tages hatten wir den 81°2' südlicher Breite bei 42° westlicher Länge erreicht. Noch einmal untersuchten wir mit der Meßlinie und fanden, daß die Strömung nun mit einer Schnelligkeit von dreiviertel Meile in der Stunde nach Süden trieb. Die Schwankung der Magnetnadel hatte sich noch immer verringert, und die Temperatur war mild und angenehm; das Thermometer war schon auf 51° gestiegen. Dabei entdeckten wir auch nicht eine einzige Eisscholle. Niemand an Bord bezweifelte noch, daß wir den Pol erreichen würden.

17. Januar Dieser Tag war reich an Ereignissen. Unzählige Schwärme von Vögeln flogen über unsern Häuptern in südlicher Richtung dahin; wir schossen einige herunter. Einer von ihnen, eine Art Pelikan, gab eine vorzügliche Mahlzeit. Gegen Mittag des Tages meldete die Wache aus dem Mastkorb eine kleine Eisinsel in Sicht und auf derselben ein großes Tier. Da das Wetter ruhig und schön war, befahl der Kapitän Guy, zwei Boote zu nehmen und nachzusehen, was dies sein könnte. Dirk Peters und ich begleiteten den Steuermann auf dem größeren der beiden Boote. Als wir an der Eisscholle angelangt waren, sahen wir, daß ein so riesig großer Bär auf derselben lag, wie wir ihn noch nie gesehen hatten. Da wir gut bewaffnet waren, zögerten wir keinen Augenblick, ihn anzugreifen. Mehrere Schüsse wurden abgegeben, die das Tier denn auch am Kopf und Rumpf trafen. Doch schien dies den Bären weiter nicht zu berühren; er verließ nur seine Scholle und schwamm mit weitgeöffnetem Rachen auf das Boot zu, in dem Peters und ich uns befanden. In der Verwirrung, die sich unser bei dem plötzlichen Angriffe des Bären bemächtigte, hatte niemand beim zweiten Schusse sicher gezielt, und es gelang dem Bären, seinen gewaltigen Körper halb über den Schiffsrand zu schieben und einen unserer Männer bei den Rippen zu packen, bevor man ihn zurückstieß. Aus dieser Gefahr wurden wir nur durch die Gewandtheit und Geistesgegenwart Peters' befreit. Dieser sprang der gewaltigen Bestie auf den Rücken und stieß ihr sein Messer bis ans Heft in den Hals und traf gleich auf den ersten Stoß das Genick. Das Tier fiel tot zurück ins Meer, ohne noch die geringste Anstrengung zu machen, zog jedoch Peters mit sich in die Tiefe. Er kam bald wieder an die Oberfläche; man warf ihm ein Seil zu, und bevor er das Boot

wieder bestieg, befestigte er auch den Körper des getöteten Tieres an demselben. Wir kehrten im Triumph zum Schoner zurück, während wir unsere Trophäe hinter uns herschleppten. Der Bär war fünfzehn Fuß lang; sein Fell war von tadelloser Weiße und dicht gelockt. Seine Augen waren blutrot und größer als die der gewöhnlichen Eisbären, die Schnauze runder und fast der einer Bulldogge ähnlich. Das Fleisch war zart, aber sehr ranzig und roch nach Fisch; dennoch machte sich unsere Mannschaft gierig darüber her und erklärte es für eine ausgezeichnete Kost.

Kaum hatten wir unseren Fang an Bord untergebracht, als der Wächter den freudigen Ruf: Land! ertönen ließ. Alle Mann standen nun natürlich voll Erwartung, und da sich glücklicherweise ein Nordostwind erhoben hatte, erreichten wir bald die Küste. Es war ein flaches, felsiges Eiland von ungefähr einer Meile Umkreis, jeder Vegetation bar, einen kleinen Dornstrauch ausgenommen. Wir näherten uns von Norden und bemerkten einen eigentümlichen Felsen, der die Form eines verschnürten Baumwoll-Ballens hatte. An der westlichen Küste fanden wir eine kleine Bucht, in der wir landen konnten.

Wir bedurften keiner langen Zeit, um die Insel zu durchsuchen, und mit einer einzigen kleinen Ausnahme fanden wir nichts, was der Bemerkung wert wäre. Am südlichen Ende, ganz nahe am Ufer, entdeckten wir, in einem Haufen Steine halb vergraben, ein Stück Holz, das einem Schiffe als Schnabel gedient zu haben schien. Es war anscheinend der Versuch einer Skulptur, und der Kapitän Guy glaubte einen Schildkrötenkopf darin erkennen zu können, aber ich muß gestehen, daß ich eine derartige Ähnlichkeit nur schwer herauszufinden vermochte. Außer diesem Schiffsschnabel fanden wir keine Anzeichen, die auf menschliche Wesen schließen ließen. In der Umgebung der Insel erblickten wir hie und da Eisschollen, aber nur in sehr geringer Anzahl. Die genaue Lage der Insel, der Kapitän Guy den Namen Bennets-Eiland gegeben hatte, zu Ehren des Miteigentümers seines Schoners, befand sich auf dem 82°5' südlicher Breite und dem 42°2' westlicher Länge.

Wir waren also um acht Grad weiter nach Süden vorgedrungen als alle früheren Seefahrer, und das Meer lag noch immer offen und vollkommen frei vor uns. Wir bemerkten auch, daß jegliche Veränderung des Wasserspiegels aufhörte, je weiter wir kamen, und daß die Temperatur der Luft und besonders die des Wassers immer milder wurde. Das Wetter war angenehm; es wehte ein sanfter, aber beständiger Wind aus Norden. Der Himmel war fast immer klar; von Zeit zu Zeit erschienen leichte feuchte Nebel am südlichen Horizont; aber sie waren stets von kurzer Dauer. Nur zwei Schwierigkeiten waren zu überwinden: wir hatten wenig Proviant, und es zeigten sich schon einige Symptome von Skorbut bei verschiedenen Leuten der Mannschaft. Diese Umstände gaben Kapitän Guy sehr zu denken, und er sprach schon oft davon, umzukehren. Ich, meinerseits überzeugt, daß wir bald auf Land stoßen mußten, wenn wir den Weg fortsetzten, und daß wir dort nicht den unfruchtbaren Boden der Polargegenden finden würden, bestand eifrig ihm gegenüber auf der Notwendigkeit, wenigstens noch einige Tage in der Richtung, welche wir bisher verfolgt, auszuhalten. Eine so günstige Gelegenheit, das große Problem der Beschaffenheit der Polgegenden zu lösen, hatte sich bisher noch keinem Menschen geboten, und ich gestehe, daß ich wütend alle schüchternen, kleinen Bedenken und Einwände unseres Befehlshabers zu widerlegen suchte. Ich glaube bestimmt, daß meine eindringlichen Vorstellungen ihn denn auch dazu bewogen, doch noch weiter vorzudringen, ebenso wie ich die traurigen und blutigen Folgen bitter beklage, die mein Rat nach sich zog. Und doch kann ich mich beglückwünschen, bis zu einem gewissen Punkte Anlaß zu einer Entdeckung gegeben, gewissermaßen dazu beigetragen zu haben, daß der Wissenschaft die Augen geöffnet wurden über eine der interessantesten Fragen, welche je ihre Aufmerksamkeit fesselten.

Kapitel XVI: Neue Menschen

18. Januar An diesem Morgen * nahmen wir unsere Fahrt nach dem Süden bei ebenso schönem Wetter wie während der vergangenen Tage wieder auf. Das Meer war

vollständig glatt, der Nordostwind ziemlich warm, und die Temperatur betrug 53°. Noch einmal maßen wir die Tiefe mit einer Leine von diesmal 150 Klaftern und fanden, daß die Strömung jetzt eine Schnelligkeit von einer Meile in der Stunde hatte. Die beständige Richtung des Windes und des Stromes nach Süden erregte doch Aufsehen und Nachdenken unter der Mannschaft des Schoners, und selbst Kapitän Guy wurde bedenklich. Aber glücklicherweise war er energisch und mutig, und es gelang mir schließlich, ihn von seiner Abneigung, weiter zu forschen, zu bekehren.

Im Laufe des Tages sahen wir einige Walfische, und unzählige Scharen von Albatrossen flogen wieder an uns vorbei. Wir fischten auch eine Art Strauch mit roten Beeren und den Leichnam eines Tieres, das anscheinend vom Festlande kam und gar sonderbar aussah. Es war drei Fuß lang bei nur sechs Zoll Höhe, mit vier sehr kurzen Beinen, deren Füße mit langen, leuchtend roten Krallen bewaffnet waren, die der Koralle sehr ähnelten. Der Körper war mit seidenweichem, glattem, ganz weißem Fell bedeckt. Der Schwanz war dünn, wie der einer Ratte, und fast anderthalb Fuß lang. Der Kopf glich dem der Katze sehr, hatte aber lange, hängende Ohren, wie ein Hund. Die Zähne waren von demselben lebhaften Rot wie die Krallen.

19. Januar Wir befanden uns an diesem Tage auf dem 83° 2' südlicher Breite bei 43°5' westlicher Länge, als die Mastwache zum zweiten Male Land anzeigte, das sich bei genauerer Betrachtung als eine Gruppe großer Inseln herausstellte. Die Küste war abschüssig, und das Innere schien zu unserer Freude mit Wald wohl bestanden zu sein. Ungefähr vier Stunden später trafen wir bei zehn Faden Tiefe eine Meile von der Küste entfernt auf Sandboden Anker, da der starke, hin und wieder von Strudeln unterbrochene Wellenschaum eine weitere Annäherung gefährlich erscheinen ließ. Wir ließen die zwei größten Boote herab, und ein wohlbewaffneter Trupp, unter dem sich auch Peters und ich befanden, wurde bestimmt, in den Felsenriffen, welche die Insel wie ein Gürtel umgaben, eine Einfahrt zu suchen. Nach einiger Zeit entdeckten wir auch einen Durchgang und erblickten, als wir in ihn hineinfuhren, vier große, mit scharf bewaffneten Menschen besetzte Kähne, die gerade vom Lande abstießen. Wir ließen sie herankommen, und da sie sich mit großer Schnelligkeit vorwärtsbewegten, waren sie bald in Rufweite. Kapitän Guy steckte nun ein an einem Ruder befestigtes weißes Taschentuch auf, worauf die Wilden mit ihren Kähnen plötzlich stille hielten, laut untereinander zu schwätzen begannen und gelegentlich laute Rufe ausstießen, unter denen wir die Worte Anamoo-moo! und Lama-Lama! zu verstehen glaubten. Dies dauerte ungefähr eine halbe Stunde lang, während der wir sie genau ins Auge fassen konnten.

In den vier Kähnen, die vielleicht fünfzig Fuß lang und fünf Fuß breit waren, befanden sich im ganzen etwa hundert Wilde. Sie hatten die gewöhnliche Größe der Europäer, doch waren sie im allgemeinen muskulöser und fleischiger, von gagatschwarzer Farbe und trugen langes, schwarzes, wolliges Haar. Ihre Kleidung war aus dem zottigen, seidenweichen Fell eines uns unbekanntes schwarzen Tieres mit einigem Geschick so verfertigt, daß es ziemlich dicht am Körper anlag, die Haare nach innen gekehrt, außer am Hals, an den Hand- und Fußgelenken, wo man sie als Verzierung nach außen gewandt. Ihre Waffen bestanden zum großen Teil aus Keulen aus schwarzem, anscheinend sehr schwerem Holze. Doch bemerkten wir auch einige Speere mit Spitzen aus Kiesel und ein paar Schlingen. Auf dem Boden der Kähne lagen schwarze, eigroße Steine.

Als sie mit ihrer Ansprache fertig waren (ohne Zweifel sollte ihr fürchterliches Geschwätz eine solche bedeuten), erhob sich einer von ihnen, anscheinend war es der Häuptling, und forderte uns durch Zeichen auf, mit unseren Booten heranzukommen. Wir taten jedoch, als verstanden wir ihn nicht, denn da sie uns an Anzahl viermal überlegen waren, hielten wir es für besser, die Entfernung zwischen uns und ihnen bestehen zu lassen. Hierauf befahl der Häuptling dreien der Kähne, zurückzubleiben, und kam mit dem seinigen auf uns zu. Er sprang sofort in unser größtes Boot, setzte sich an der Seite des Kapitäns Guy nieder, wies auf unser Schiff und wiederholte dabei immer die Worte

Anamoo-moo! und Lama-Lama! Wir ruderten zu unserem Schoner zurück, die vier Kähne folgten in einiger Entfernung.

Als wir an der Längsseite des Schiffes angekommen waren, äußerte der Häuptling eine ungeheuere Überraschung und Freude, indem er in die Hände klatschte, sich abwechselnd auf die Schenkel und die Brust klopfte und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Sein Gefolge stimmte in seine Heiterkeit ein, und einige Minuten lang herrschte ein Gebrüll, daß uns das Trommelfell zu springen drohte. Als es endlich ein wenig ruhiger geworden war, befahl Kapitän Guy, der Vorsicht halber die Boote wieder aufzuziehen, und gab dem Häuptling (der, wie wir bald entdeckten, den Namen Too-wit führte) zu verstehen, daß höchstens zwanzig seiner Leute auf einmal an Deck kommen dürften. Too-wit schien mit diesem Arrangement wohl zufrieden, er machte seinen Kähnen ein Zeichen, worauf sich einer näherte und die drei anderen etwa fünfzig Ellen weit zurückblieben. Zwanzig der Wilden kamen also an Bord, spazierten überall herum, kletterten hier und da einmal im Tauwerk hinauf, benahmen sich vollständig, als seien sie zu Hause, und beguckten alle Gegenstände mit außerordentlicher Neugierde.

Augenscheinlich hatten sie noch nie einen Menschen von der weißen Rasse gesehen und empfanden vor unserer weißen Hautfarbe einen sonderbaren Abscheu. Die ›Jane Guy‹ hielten sie für ein lebendes Wesen, und um sie nicht zu verletzen, trugen sie die Spitzen ihrer Lanzen sorgfältig nach oben. Too-wits Betragen amüsierte die Mannschaft ganz besonders. Er kam nämlich dazu, wie der Koch in der Nähe der Küche Holz zerkleinerte und durch einen Zufall seine Axt tief in das Deck einhieb, so daß ein beträchtlicher Spalt entstand. Sofort lief er herzu, stieß den Koch ziemlich grob weg und seufzte, ja, schrie fast auf, um sein Mitleid mit den Schmerzen des Schiffes lebhaft zu äußern, dann streichelte und tätschelte er die Wunde und begann sie mit einem Eimer Wasser, der in der Nähe stand, auszuwaschen. Auf diesen Grad von Unwissenheit waren wir nicht vorbereitet, und unwillkürlich stieg mir ein Zweifel an ihrer Echtheit auf.

Als unsere Besucher das Tauwerk und das Deck genugsam bestaunt hatten, wurden sie nach unten geführt, und hier überstieg ihre Verwunderung alle Grenzen. Sie schien zu groß zu sein, um sich in Worten Luft machen zu können, denn sie blickten stumm umher, nur hin und wieder unterbrach ein leiser Ausruf das Schweigen. Über unsere Waffen stellten sie zahllose Vermutungen auf, und es wurde ihnen gestattet, sie mit Muße zu betrachten. Ich glaube, sie hatten nicht die geringste Ahnung, welchem Zwecke sie eigentlich dienten, und hielten sie eher für Heiligtümer, da sie bemerkten, mit welcher Sorgfalt und Aufmerksamkeit wir sie während der Handhabung derselben beobachteten. Die großen Kanonen vergrößerten ihr Erstaunen noch. Sie näherten sich denselben mit allen Zeichen angstvoller Ehrfurcht und wollten sie nicht genauer betrachten. In der Kajüte befanden sich zwei große Spiegel, und vor diesen erreichte ihre Verwunderung den Höhepunkt. Too-wit war der erste, der sich ihnen näherte. Er war bis in die Mitte der Kajüte gekommen und hatte den einen gerade vor sich, den anderen gerade hinter sich, ehe er sie genauer bemerkte. Als er nun seine Augen erhob und sein Ich im Spiegel sah, dachte ich, er würde auf der Stelle wahnsinnig werden – als er sich dann jedoch pfeilgeschwind umdrehte, um zu entfliehen, und sich zum zweiten Male sich entgegenkommen sah, fürchtete ich, er würde im Augenblick vom Schläge gerührt. Nichts konnte ihn bewegen, sich die Sache genauer anzusehen, er warf sich auf den Boden nieder, verbarg sein Gesicht in den Händen, und blieb so lange liegen, bis wir ihn auf Deck hinauftrugen.

So kamen nacheinander alle Wilden, immer je zwanzig, an Bord. Too-wit durfte die ganze Zeit dableiben. Wir bemerkten keine Neigung zum Stehlen an ihnen und vermißten, nachdem sie uns verlassen, auch nicht das geringste. Sie hatten sich während der ganzen Zeit ihres Besuches sehr freundschaftlich benommen, doch konnten wir uns einige Züge ihres Betragens durchaus nicht erklären; so waren sie zum Beispiel nicht zu bewegen gewesen, sich verschiedenen harmlosen Gegenständen, wie den Segeln des Schiffes, einem Ei, einem offenen Buch, einer Mehltube, zu nähern. Wir versuchten zu

erforschen, ob sie vielleicht Gegenstände besäßen, die zum Tauschhandel geeignet wären, konnten uns jedoch nur schwer verständlich machen. Doch brachten wir zu unserem größten Erstaunen in Erfahrung, daß die große Galapagos-Schildkröte auf ihren Inseln reichlich vorkomme, und bemerkten auch eine im Kahne ihres Häuptlings Too-wit. Einer der Wilden hielt ein Stück von einer ›biche de mer‹ – Molluske der indischen Gewässer, im konservierten Zustande ein namentlich für China sehr gesuchter Handelsartikel - in Händen und verspeiste es im Naturzustande mit größtem Appetite. Diese Anomalien (in Anbetracht des Breitengrades mußten wir solche Vorkommnisse wenigstens dafür halten) erregten in Kapitän Guy den Wunsch, eine Erforschung des Landes vorzunehmen, in der Hoffnung, vielleicht Gelegenheit zu nutzbringenden Spekulationen zu finden. So gern ich persönlich auch diese Inseln näher kennengelernt hätte, so sehr brannte ich darauf, unsere Reise ohne Aufschub weiter nach dem Süden fortzusetzen. Wir hatten augenblicklich schönes Wetter, doch wer konnte wissen, wie lange es anhielt; und da wir vollständig offene See vor uns hatten, ein Strom überdies stark nach Süden trieb und der Wind gut war, konnte ich den Vorschlag, länger hier zu verweilen, als zur Gesundheit der Mannschaft und zum Einnehmen neuer Feuerung und neuer Lebensmittel unbedingt nötig war, nicht ohne Ungeduld anhören. Ich schlug dem Kapitän vor, die Inseln erst bei unserer Rückkehr zu besuchen, und im Falle uns der Weg durch Eis versperrt sei, auf ihnen zu überwintern. Er ging schließlich auf meinen Plan ein, denn durch irgendeinen, mir selbst unbekanntem Umstand hatte ich einen großen Einfluß auf ihn gewonnen, und es wurde endlich beschlossen, selbst wenn wir die ›biche de mer‹ im Überfluß vorfänden, nur eine Woche zu verweilen, um dann, solange es möglich war, weiter nach Süden vorzudringen. Wir machten also die zum Landen nötigen Vorbereitungen und brachten unter der Leitung Too-wits die ›Jane Guy‹ durch die Riffe in Sicherheit, indem wir ungefähr eine Meile vom Ufer in einer auf allen Seiten von Land umgebenen Bucht an der südöstlichen Küste der Hauptinsel bei zehn Faden Tiefe auf einem tiefschwarzen Sandboden Anker warfen. Man bedeutete uns, daß am Ende der Bucht drei Quellen mit ausgezeichnetem Wasser sprudelten; Holz erblickten wir ringsum im Überfluß. Die vier Kähne folgten uns in die Bucht, hielten sich jedoch immer in respektvoller Entfernung. Too-wit selbst blieb an Bord und lud uns, nachdem wir Anker geworfen, ein, ihn ans Land zu begleiten und sein Dorf in Augenschein zu nehmen. Kapitän Guy willigte ein; zehn Wilde blieben als Geiseln an Bord zurück; eine Abordnung von zwölf Männern begleitete den Häuptling. Ohne Mißtrauen zu verraten, bewaffneten wir uns reichlich. Auf dem zurückbleibenden Schiffe wurden die Kanonen bereit gemacht, die Verschanzungen errichtet und jede Vorsichtsmaßregel, einer Überraschung vorzubeugen, angewandt; der Steuermann erhielt den Befehl, während unserer Abwesenheit niemanden an Bord aufzunehmen und, falls wir in zwölf Stunden nicht zurück seien, die Schaluppe mit dem großen Mörser auf die Suche nach uns zu schicken.

Bei jedem Schritt, den wir in das Land hinein machten, befestigte sich unsere Überzeugung, daß es von allen anderen Ländern, die je von zivilisierten Menschen besucht wurden, wesentlich verschieden sei. Wir sahen nichts, das uns schon bekannt gewesen wäre. Die Bäume hatten mit denen, welche die heiße, gemäßigte oder nördliche kalte Zone hervorbringt, keine Ähnlichkeit und glichen auch nicht denen, die wir in den schon passierten südlichen Breiten gefunden hatten. Selbst die Felsen waren neu in ihrer Masse, ihrer Farbe und ihrer Schichtung; und die Flüsse hatten so wenig mit denen anderer Klimate gemein, daß wir zögerten, aus ihnen zu trinken, und zweifelten, ob ihre Eigenschaften auch wirklich rein natürliche seien. An einem kleinen Bache, der unsern Weg kreuzte (es war der erste, den wir antrafen), stand Too-wit mit seinem Gefolge stille, um zu trinken. Wir weigerten uns, wegen des sonderbaren Aussehens des Wassers, ihrem Beispiel zu folgen, und fürchteten, es sei verdorben, und erst später kamen wir zu der Überzeugung, daß alles Wasser auf der Insel so beschaffen sei. Die Natur der Flüssigkeit zu beschreiben, bin ich fast außerstande und kann es jedenfalls nicht ohne viele Worte. Obgleich es schnell alle Abhänge herunterfloß wie jedes gewöhnliche Wasser, hatte es doch nur dann, wenn es irgendwo herabfiel, das Aussehen einer klaren Flüssigkeit. Trotzdem war es in der Tat ebenso klar, wie irgendein anderes kalkhaltiges Wasser; es sah nur nicht so aus. Beim ersten Anblick, und besonders an wenig abschüssigen Stellen, glich es, was seine Dichtigkeit anbetrifft, einer dichten Lösung von

Gummiarabikum in gewöhnlichem Wasser. Dies war jedoch noch das Unauffälligste an ihm. Am rätselhaftesten schien, daß es wiederum nicht farblos war, noch von irgendeiner einheitlichen Farbe, und daß es, wenn es dahinflöß, dem Auge alle möglichen purpurnen Reflexe bot, wie es changierende Seide tut. Und, um die Wahrheit zu gestehen, diese Veränderlichkeit der Schattierungen setzte uns in ein Erstaunen, das dem Too-wits beim Anblick unserer Spiegel fast nichts nachgab. Wir schöpften ein Gefäß voll, ließen es sich dort ruhig setzen und fanden, daß die ganze flüssige Masse aus vielen verschiedenfarbigen Adern bestand, daß diese Adern sich nicht vermischten, daß ihre Kohäsion bezüglich ihrer Moleküle eine vollständige, bezüglich der benachbarten Adern eine unvollständige war. Als ich die Spitze eines Messers quer durch die Adern führte, schloß sich das Wasser gleich wieder, und als ich es herauszog, waren die Spuren seines Weges sofort verlöscht. Senkte ich die Klinge jedoch genau zwischen zwei Adern, so fand eine vollständige Trennung statt, die die Kohäsionskraft nicht sofort wieder aufhob. Dies Wasser war jedoch nur eins von vielen Wunderdingen, die ich bald sehen sollte.

Kapitel XVII: Das Dorf

Es dauerte fast drei Stunden, ehe wir das Dorf erreichten, da es ungefähr drei Meilen weit im Innern lag und der Weg durch bergiges, zerklüftetes Land führte. Unterwegs verstärkte sich das Gefolge Too-wits alle Augenblicke um kleine Abteilungen von sechs bis acht Mann, die sich uns wie zufällig an Straßenbiegungen anschlössen. Da es aber so systematisch geschah, stieg mir einiges Mißtrauen auf, und ich teilte dem Kapitän meine Befürchtungen mit. Es war jedoch zu spät, um einfach zurückzukehren, und wir mußten uns sagen, daß es das beste wäre, zu tun, als vertrauten wir dem guten Willen Too-wits. Wir gingen also weiter, beobachteten alle Bewegungen der Wilden und ließen nicht zu, daß sie sich zwischen uns drängten und uns trennten. Wir durchwanderten eine abschüssige Schlucht und erreichten endlich die, wie man uns bedeutete hatte, einzige Ansammlung von Wohnstätten auf der Insel. Als wir ihrer ansichtig wurden, stieß der Häuptling einen Ruf aus und wiederholte mehrere Male das Wort Klock-Klock. Wir vermuteten, es sei der Name des Dorfes oder auch der Gattungsname für Dorf.

Die Wohnungen waren elender, als man sie sich vorstellen kann, und nicht einmal nach ein und derselben Art gebaut, wie es doch sonst bei den niedrigsten Stämmen der Wilden der Fall ist. Einige von ihnen bestanden aus einem hohlen Baume, den man etwa vier Fuß über der Wurzel abgehauen und mit einem Fell, das in langen, zottigen Falten zur Erde niederhing, bedeckt hatte, in diesen hausten die Wampoops oder Yampoops, die Großen des Reiches. Einige waren aus dicken Baumästen gemacht, die noch ihr verwelktes Laub trugen und sich in einem Winkel von fünfundvierzig Grad gegen einen Erdhügel lehnten, den man ganz unregelmäßig zu der Höhe von fünf oder sechs Fuß aufgeschüttet hatte. Andere wieder waren nichts weiter als senkrecht in die Erde gegrabene Löcher, die der Bewohner, wenn er hineingeschlüpft war, mit Zweigen zudeckte. Noch andere waren in die gabelförmigen Äste der Bäume gebaut, deren obere Zweige man oft in der Hälfte durchgehauen hatte, so daß sie über die unteren herhingen und einen besseren Schutz gegen das Wetter gewährten. Die meisten jedoch waren kleine, flache Höhlen, die man in den Rand eines Felsens, der das Dorf an drei Seiten umgab, hineingegraben hatte. Vor der Tür jeder dieser primitiven Höhlen befand sich ein Felsstück, welches sein Bewohner, wenn er seine Behausung verließ, sorgfältig vor den Eingang schob. Zu welchem Zwecke dies geschah, wurde uns nicht klar, denn der Stein verschloß kaum ein Drittel der Öffnung.

Das Dorf, wenn dieses Wort hier überhaupt anwendbar ist, lag in einem ziemlich tiefen Tal und war nur von Süden her zugänglich, da der eben erwähnte abschüssige Felsen es von allen anderen Seiten abschloß. Durch die Mitte des Dorfes floß ein murmelnder Fluß mit demselben seltsamen Wasser, das ich schon zu beschreiben versucht habe. In der Nähe der Wohnungen erblickten wir verschiedene sonderbare Tiere, die alle zahm zu sein schienen. Das größte glich in seinem Körperbau und seinem Maule unserem gewöhnlichen Schwein, nur hatte es einen buschigen Schwanz und schlanke Beine wie

die Antilope, mit denen es jedoch nur sehr plumpe, unentschiedene Bewegungen machte. Dann trieben sich scharenweise verschiedene Arten zahmen Geflügels umher, so daß wir annehmen konnten, sie bildeten die Hauptnahrung der Inselbewohner. Wilde Tiere sahen wir nur sehr wenige und kein bekanntes oder einigermaßen großes. Einmal kroch eine scheußliche, große Schlange über unseren Weg, da ihr die Wilden jedoch keine Beachtung schenkten, schlossen wir, daß sie nicht giftig sei.

Als wir mit Too-wit und seinen Gefährten das Dorf erreichten, stürzte eine große Volksmenge heraus und kam uns mit lautem Geschrei entgegen, durch das immer wieder die unausbleiblichen Worte Anamoo-moo! und Lama-Lama! hindurchtönten. Mit Erstaunen bemerkten wir, daß die Dorfbewohner alle vollständig nackt waren, nur die Männer aus den Kähnen trugen die schon erwähnte Fellbekleidung. Sämtliche Waffen des Landes schienen sich auch im Besitze dieser letzteren zu befinden, denn wir bemerkten bei den Dorfbewohnern nicht mehr das geringste Kriegs- oder Verteidigungsgerät. Eine große Anzahl Frauen und Kinder waren mit herausgekommen, und die ersteren zeichneten sich teilweise durch eine gewisse persönliche Schönheit aus. Sie waren gut gebaut, hoch und schlank gewachsen, und ihre Bewegungen waren von einer Anmut und Feinheit, wie man sie bei unkultivierten Völkern nicht findet. Ihre Lippen jedoch waren wie die der Männer dick und plump, so daß selbst beim Lachen die Zähne nie enthüllt wurden. Ihr Haar war feiner als das der Männer. Unter den Dorfbewohnern fanden sich schließlich doch noch vielleicht zehn oder zwölf, die wie Too-wit und sein Gefolge in Felle gekleidet und mit schweren Keulen und Lanzen bewaffnet waren. Diese schienen großen Einfluß auf die übrigen zu haben, waren es auch, die mit Wampoo angeredet wurden, und die die fellbedachten »Paläste« bewohnten. Too-wits Residenz lag in der Mitte des Dorfes und war auch etwas besser ausgestattet als die seiner Untertanen. Der Baum, gegen den sie sich stützte, war etwa zwölf Fuß über der Wurzel abgehauen worden, einige Zweige dicht oben hatte man stehen lassen, so daß sie die Bedachung verbreitern halfen. Als Dach hatte man vier große Felle mit Holzpflöcken aneinandergefügt und diese am Boden mit Pfählen befestigt. Eine dichte Streu trockener Blätter bedeckte als Teppich den Boden.

Mit vieler Feierlichkeit wurden wir in diese Hütte hineingeführt, gefolgt von soviel Eingeborenen, wie sie nur fassen mochte. Too-wit setzte sich auf die Blätter und wies uns durch Zeichen an, seinem Beispiel zu folgen. Wir taten es und befanden uns also plötzlich in einer nicht nur unbequemen, sondern geradezu kritischen Stellung. Wir saßen zu zwölf auf der Erde und vielleicht vierzig der Wilden, gewohnheitsmäßig und bequem auf ihren Knien hockend, so dicht um uns herum, daß wir im Falle eines Angriffs keinen Gebrauch von unseren Waffen machen konnten, ja nicht einmal hätten aufstehen können. Nicht nur im Zelte herrschte das Gedränge, draußen stand wahrscheinlich das ganze Dorf ringsherum versammelt, und nur die unaufhörlichen Ermahnungen und Rufe Too-wits schützten uns davor, von den Füßen der Nachdrängenden zu Tode getreten zu werden. Einige Sicherheit verbürgte uns immerhin die Gegenwart Too-wits selbst, und wir beschlossen, ihn nicht aus unserer Mitte weichen zu lassen und bei der ersten feindlichen Kundgebung unserem Wohle zu opfern.

Mit vieler Mühe wurde eine gewisse Ruhe hergestellt, und der Häuptling hielt uns eine sehr lange Ansprache, welche derjenigen aus dem Kahne heraus ähnlich klang, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt seine Anamoo-moos! noch energischer betonte als die Lama-Lamas!

Wir hörten ihn schweigend bis zum Schlusse an, worauf Kapitän Guy den Häuptling seines Wohlwollens und seiner ewigen Freundschaft versicherte und seine Rede mit einem Geschenk von mehreren Ketten blauer Glasperlen und einem Messer krönte. Über die ersteren rümpfte der Monarch zu unserer großen Überraschung verächtlich die Nase, das Messer jedoch erfüllte ihn mit grenzenloser Zufriedenheit, und er befahl sofort, das Mittagmahl aufzutragen. Es wurde über die Köpfe der Tafelgenossen hingereicht und bestand aus den zuckenden Eingeweiden eines unbekanntes Tieres, wahrscheinlich eines

der schlankbeinigen Schweine, die wir in der Nähe des Dorfes wahrgenommen. Da Too-wit erkannte, daß wir nicht recht wußten, wie wir uns zu dieser Mahlzeit zu stellen hatten, ging er uns mit gutem Beispiel voran und begann, die verlockende Nahrung ellenweise hineinzuschlingen, bis wir uns nicht länger bezwingen konnten und unser Magen die deutlichsten Symptome von Empörung von sich gab, was ›Seine Majestät‹ wiederum mit einer Verwunderung erfüllte, die nur noch von der durch die Spiegel verursachten übertroffen wurde. Wir lehnten es also ab, von den dargebotenen Leckerbissen zu kosten, und bemühten uns, ihm verständlich zu machen, daß wir eben ein gutes Frühstück hinter uns und noch keinen Appetit hätten.

Als der Monarch seine Mahlzeit beendet hatte, unterwarfen wir ihn, soweit es möglich war, einem Kreuzverhör, in der Hoffnung, von ihm die Hauptprodukte des Landes zu erfahren. Als er endlich ungefähr verstanden hatte, was wir meinten, bot er sich an, uns zu einem Teil der Küste zu führen, an welchem die ›biche de mer‹ (er zeigte auf ein solches Tier) reichlich zu finden sei. Wir waren froh, auf diese Weise dem Gedränge zu entkommen, und bedeuteten, wir seien zum sofortigen Aufbruch bereit. Wir verließen das Zelt und folgten, von der ganzen Bevölkerung des Dorfes begleitet, dem Häuptling an das südöstliche Ende der Insel, das nicht weit von der Bucht, in der unser Schiff vor Anker lag, entfernt war. Hier warteten wir ungefähr eine Stunde, bis die vier Kähne an unserem Standort gebracht waren. Dann stiegen wir alle zusammen in einen derselben und wurden an dem Riff entlang zu einer Stelle gerudert, an der wir eine größere Menge von ›biche de mer‹ bemerkten, als die ältesten Seeleute unter uns jemals in den Inselgruppen der niederen Breiten, die wegen dieses Handelsartikels berühmt sind, wahrgenommen hatten. Wir hätten leicht zwanzig Schiffe mit diesen Tieren beladen können. Hierauf brachte man uns an unseren Schoner zurück, und wir verabschiedeten uns von Too-wit, nachdem wir ihm das Versprechen abgenommen hatten, uns im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden so viel Enten und Galapagos-Schildkröten an Bord zu bringen, als seine vier Kähne fassen konnten. Im Betragen der Eingeborenen lag nicht das geringste Verdächtige, abgesehen von der systematischen Art und Weise, mit welcher sie ihre Partei auf dem Wege vom Strande zum Dorfe verstärkt hatten.

Kapitel XVIII: Der Erdrutsch

Der Häuptling hielt sein Wort und versorgte uns mit neuen Vorräten. Die Schildkröten gehörten mit zu den besten, die wir je gesehen, und die Enten übertrafen alles uns bekannte Geflügel durch ihr zartes, saftiges, wohlschmeckendes Fleisch. Außerdem brachten uns die Wilden, nachdem sie unsere Wünsche verstanden hatten, eine große Menge Sellerie und Löffelkraut, das ein Heilmittel für Skorbut ist, sowie eine Kahnladung frischer und getrockneter Fische. Der Sellerie war ein wahrer Leckerbissen, und das Löffelkraut konnte bei denen, die schon Neigung zum Skorbut gezeigt hatten, die besten Dienste tun. Als Dank boten wir den Wilden von unseren Tauschgegenständen: blaue Perlen, kupferne Schmuckgegenstände, Nägel, Messer, Stücke roten Stoffes; sie schienen mit dem Tausch vollständig zufrieden zu sein. Wir etablierten an der Küste, gerade unter den Kanonen des Schoners, einen regelrechten Markt, und der ganze Handel ging mit einem Vertrauen und einer Ordnung vor sich, die wir nach dem Betragen der Schwarzen in ihrem Dorfe gar nicht erwartet hatten.

So ging also alles mehrere Tage lang durchaus freundschaftlich zu; zuweilen war eine Truppe der Eingeborenen an Bord, zuweilen begab sich ein Teil der Mannschaft an die Küste und machte weite Ausflüge in das Innere, ohne daß sich jemals der geringste unangenehme Zwischenfall ereignet hätte. Als Kapitän Guy sah, wie schnell und leicht die Insulaner eine Schiffsladung ›biche de mer‹ gesammelt hatten, beschloß er, mit Too-wit geradezu in Handelsverbindungen zu treten, auf der Insel passende Häuser zu errichten, in den der Artikel zum Versand fertig gemacht werden konnte, und die als Entgelt Too-wit und den Leuten, die sie sammelten, angehören sollten, während er selbst einstweilen das günstige Wetter benutzen und weiter nach Süden vordringen wollte. Als er dem Häuptling seinen Plan verständlich machte, schien dieser bereit, darauf einzugehen, und

man schloß folgendes Übereinkommen ab, das beide Parteien befriedigte: Unsere ganze Mannschaft sollte bei den nötigen Vorbereitungen, den Ausschachtungen und dem Bau der Häuser beschäftigt werden, und wenn der Schoner seine Reise nach dem Süden fortsetzte, sollten drei von uns auf der Insel zurückbleiben, um das angefangene Werk zu vollenden und die Insulaner in dem Konservieren der ›biche de mer‹ zu unterrichten; der Entgelt für die Arbeit der Wilden sollte sich nach ihrem Fleiße während unserer Abwesenheit richten, für eine bestimmte Quantität der ›biche de mer‹ sollten sie eine bestimmte Menge blauer Perlen, Messer, roten Tuches usw. erhalten.

Als wir unsere Vereinbarungen mit Too-wit getroffen hatten, machten wir uns gleich daran, alle zum Grundlegen und zum Bauen nötigen Gegenstände ans Land zu schaffen. Ein großer flacher Raum in der Nähe der östlichen Seite der Bucht und in passender Entfernung von den Stellen, an denen die größten Scharen der ›biche de mer‹ zu finden waren, wurde für unsere Zwecke, da Wasser und Holz in der Nähe war, am tauglichsten befunden. Wir machten uns mit allen Kräften an die Arbeit und hatten bald, zum größten Erstaunen der Wilden, eine genügende Anzahl von Bäumen gefällt, aus denen wir das Holzwerk für die Häuser zurechtzimmerten, die nach zwei oder drei Tagen so weit gediehen waren, daß wir sie ruhig den drei Männern, die zurückgelassen werden sollten, übergeben konnten.

Gegen Ende des Monats waren alle Vorbereitungen zur Abreise beendet. Wir hatten jedoch beschlossen, von dem Dorfe einen förmlichen Abschied zu nehmen, und Too-wit bestand so hartnäckig auf der Erfüllung unseres Versprechens, daß wir es nicht für ratsam hielten, ihn durch eine Weigerung zu beleidigen. Ich glaube, niemand von uns zweifelte noch im geringsten an der Gutmütigkeit der Wilden. Sie hatten sich immer sehr rücksichtsvoll benommen, hatten uns eifrig bei unseren Arbeiten geholfen, uns ihre Waren oft umsonst angeboten, niemals das geringste gestohlen, obwohl sie stets eine unbändige Freude zeigten, wenn wir ihnen etwas schenkten, und die Geschenke selbst schienen sie für unberechenbar wertvoll zu halten. Auch die Frauen hatten sich sehr zuvorkommend gezeigt, und wir hätten die mißtrauischsten Menschen der Welt sein müssen, um von diesem Völkchen, das uns lange Zeit gut behandelt, jetzt noch eine Hinterlist zu befürchten. Doch sollten wir bald zu der Überzeugung kommen, daß ihre scheinbare Gutmütigkeit nur das Ergebnis eines schlaue angelegten Planes war, der uns vernichten sollte, und daß die Insulaner, die uns eine wirkliche Achtung eingeflößt hatten, die barbarischsten, hinterlistigsten, grausamsten Schufte von der Welt waren.

Am ersten Februar gingen wir also an Land, um das Dorf zu besuchen. Obgleich wir nicht den geringsten Verdacht hatten, wurde doch keine Vorsichtsmaßregel vergessen. Sechs Männer wurden mit dem Befehl auf Deck zurückgelassen, keinem der Wilden zu gestatten, sich dem Schiffe während unserer Abreise zu nähern, und stets auf Deck zu bleiben. Alle Verschanzungen wurden aufgezogen, die Kanonen mit Kugeln und Kartätschen doppelt geladen und die Mörser zum Gebrauch fertig gemacht. Der Schoner lag eine Meile von der Küste so frei da, daß sich ihm kein Boot ungesehen nahen konnte.

Sechs Männer blieben also an Bord, und wir übrigen zweiunddreißig begaben uns an Land. Wir waren bis an die Zähne bewaffnet, hatten Flinten, Pistolen und Dolche bei uns, außerdem trug jeder von uns ein langes Seemannsmesser bei sich. Ungefähr hundert der schwarzfelligen Männer empfingen uns am Strande, um uns in das Dorf zu begleiten; sie waren vollständig bewaffnet. Die Quelle und das Flößchen, von dem ich schon gesprochen, hatten wir bald hinter uns und traten nun in die enge Schlucht, die sich zwischen der Bergeskette zu dem Dorfe hindurchwindet. Diese Schlucht war felsig und sehr uneben, so daß wir auf unserem ersten Wege nach Klock-Klock nur mit Mühe hindurchgelangt waren. Sie mochte vielleicht im ganzen anderthalb oder zwei Meilen lang sein und wand sich in allen möglichen Krümmungen durch die Berge, weshalb wir vermuteten, sie sei früher das Bett eines Flusses gewesen. An keiner Stelle lief sie mehr als zwanzig Ellen in gerader Linie fort, gewöhnlich folgte schon nach kürzerem Raum eine scharfe Wendung. Aus der Schlucht stiegen die Berge ganz senkrecht zu einer Höhe von

wenigstens 70-80 Fuß empor, an manchen Stellen erhoben sie sich jedoch so viel höher, daß das Tageslicht den Boden nur noch sehr gedämpft erreichte. Sie mochte im allgemeinen wohl vierzig Fuß breit sein, verengte sich an manchen Stellen jedoch so, daß sie nur fünf oder sechs Personen nebeneinander Durchgang gewährte. Kurz, es konnte keinen geeigneteren Ort für einen hinterlistigen Überfall geben, und es war nur zu natürlich, daß wir uns beim Eintritt in die Schlucht nochmals unserer Waffen vergewisserten. Wenn ich jetzt an unsere ungeheure Torheit zurückdenke, wundere ich mich am meisten darüber, wie wir es überhaupt wagen konnten, uns so in die Gewalt der unbekanntenen Wilden zu geben, daß wir sie in der Schlucht sowohl vor wie hinter uns gehen ließen. Und doch hatten wir uns blindlings dieser Ordnung gefügt, im törichten Vertrauen auf unsere Kraft, beruhigt durch Too-wits und seiner Gefährten Waffenlosigkeit, der Wirkung unserer Feuerwaffen, die den Eingeborenen noch ein Geheimnis war, sicher, und durch die Freundschaftsbeweise der Elenden arglos gemacht! Fünf oder sechs von ihnen gingen voran, als wollten sie uns den Weg weisen, und bemühten sich, mit unterstrichenem Diensteifer, Steine und andere Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dann kamen wir. Wir gingen dicht nebeneinander und hüteten uns wohl, voneinander getrennt zu werden. Hinter uns kamen die übrigen Wilden in ungewohnter Ordnung und Ruhe.

Dirk Peters, ein Mann namens Allan und ich gingen an der rechten Seite unserer Gefährten und betrachteten den ganzen Weg lang die sonderbaren Schichtungen der Felsmauer über uns. Eine Spalte in dem Felsen zog ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war so breit, daß eine Person, ohne sich zu quetschen, hineinkriechen konnte, drang wohl achtzehn oder zwanzig Fuß in den Felsen ein und wandte sich dann nach links. Sie befand sich dort, soweit wir sie mit den Blicken verfolgen konnten, in einer Höhe von ungefähr sechzig oder siebzig Fuß. Aus dem Spalt wuchsen ein oder zwei verkrüppelte Sträucher heraus, es schienen mir Haselnußstauden zu sein, und meine Neugierde trieb mich an, sie näher zu betrachten. Ich näherte mich ihnen schnell, riß mit einem Griff ein paar Nüsse ab und eilte zu meinen Gefährten zurück. Als ich mich umwandte, sah ich, daß Peters und Allan mir gefolgt waren, ich bat sie, zurückzugehen, weil auf dem Vorsprung nicht Raum für zwei zum Vorbeigehen sei, ich würde meine Nüsse mit ihnen teilen. Sie gingen denn auch zurück, und Allan war gerade am Ende des Spaltes angekommen, als ich plötzlich einen Stoß verspürte, der mich, wenn ich überhaupt noch etwas denken konnte, mit der unbestimmten Vorstellung erfüllte, es zerrissen die Grundfesten der Erde und der Jüngste Tag nahe.

Als meine betäubten Sinne wieder erwachten, fühlte ich mich dem Ersticken nahe und tappte in der Finsternis unter einer Masse lockerer Erde umher, die von jeder Seite her schwer auf mich herabfiel und mich zu begraben drohte. Entsetzt versuchte ich, mit Aufbietung aller Kräfte festen Fuß zu fassen. Es gelang mir, wenn auch unter schwerster Mühe. Darauf stand ich ein paar Augenblicke lang regungslos und versuchte, mir zu erklären, was sich ereignet habe und wo ich sei. Bald vernahm ich ganz nahe an meinem Ohre einen tiefen Seufzer, und hörte gleich darauf die erstickte Stimme meines Kameraden Peters, wie er stammelnd um Hilfe flehte. Mit großer Mühe bewegte ich mich einen oder zwei Schritte weit nach vorn und fiel dabei über den Kopf und die Schultern meines Gefährten, der, wie ich bald entdeckte, bis zur Mitte in einer losen Erdmasse vergraben lag und verzweifelt kämpfte, sich von dem Druck zu befreien. Ich entfernte die auf ihm lastenden Erdmassen so rasch es mir nur möglich war. Bald hatte ich ihn denn auch ausgegraben.

Als wir uns von unserem Schreck und Staunen so weit erholt hatten, daß wir vernünftig zusammen reden konnten, kamen wir zu der Ansicht, daß die Mauern des Spaltes, in den wir uns hineingewagt hatten, durch irgendeine Erschütterung der Erde oder vielleicht durch ihr eigenes Gewicht über uns eingestürzt sein mußten, und daß wir verloren – lebendig begraben waren! Eine beträchtliche Zeit über blieben wir in einem Zustande von Angst und bitterster Verzweiflung, den sich niemand, der sich nicht in ähnlicher Lage befunden hat, auch nur vorstellen kann. Ich glaube fest, daß unter allen Qualen, die ein

Mensch ertragen kann, keine für Leib und Seele fürchterlicher ist, als die Qual, die wir erdulden mußten: lebendig begraben zu sein. Die schwarze Finsternis, die das Opfer umgibt, der furchtbare Druck auf die Lungen, die erstickende Ausdünstung der Erde, die gräßliche Vorstellung, daß jede Hoffnung dahin ist, und daß wir damit den Toten schon zugezählt sind: all das gießt ein Entsetzen, einen eisigen Schauer ins Herz, den man nicht beschreiben kann!

Endlich schlug Peters vor, uns doch einmal von der Tragweite unseres Unglücks genau zu überzeugen und, wenn es möglich sein sollte, in unserem Gefängnis umherzutappen; denn es war ja noch immer denkbar, meinte er, daß irgendwo eine Öffnung geblieben, durch die wir unser Grab verlassen konnten. Ich griff diesen Hoffnungsgedanken begierig auf, raffte alle meine Energie zusammen und bemühte mich, mir einen Weg durch das lose Erdreich zu bahnen. Kaum hatte ich einige Schritte vorwärts getan, als ich denn auch einen Lichtschimmer bemerkte, der, so schwach er auch war, uns doch die eine Furcht benahm, alsbald aus Luftmangel umkommen zu müssen. Wir faßten ein wenig Mut und suchten uns gegenseitig zu überzeugen, daß noch alles gut gehen könne. Als wir einen Trümmerhaufen, der uns hinderte, in der Richtung des Lichtes vorzudringen, überklettert hatten, konnten wir mit geringer Mühe fortschreiten und fanden auch, daß sich der Druck, der so qualvoll auf unseren Lungen lastete, ein wenig verminderte. Bald konnten wir schon die Dinge um uns her unterscheiden und entdeckten, daß wir uns fast am Ende des Teiles der Spalte befanden, der geradeaus lief, das heißt an der Stelle, an der sie eine entschiedene Biegung nach links machte. Noch ein paar weitere Anstrengungen und wir waren an dieser Biegung angelangt, wo wir zu unserer unaussprechlichen Freude einen zweiten langen Spalt oder Riß entdeckten, der sich in einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad, manchmal auch noch viel abschüssiger, weit nach oben zog. Wir konnten die ganze Ausdehnung der Öffnung nicht überschauen, da jedoch ziemlich viel Licht durch sie hineinfiel, zweifelten wir nicht, von dem oberen, uns sichtbaren Ende des Spaltes aus - vorausgesetzt, daß wir dies erreichen konnten – einen Ausgang ins Freie zu finden.

Ich erinnerte mich jetzt, daß wir ja zu dreien waren, als wir die Hauptschlucht verließen und in den Spalt eintraten. Unser Gefährte Allan war noch nicht gefunden, und wir beschlossen, sofort zurückzukehren und ihn zu suchen. Nach langem Umhertappen, bei dem uns die herabfallende Erde oft in Gefahr brachte, rief mir Peters plötzlich zu, daß er den Fuß unseres Gefährten ergriffen habe, sein ganzer Körper läge jedoch so unter Erdmassen begraben, daß er ihn nicht herausziehen könne. Ich überzeugte mich bald, daß das, was er sagte, nur zu wahr sei, und das Leben unseres Freundes längst entflohen sein mußte. Mit angstbedrücktem Herzen überließen wir also den Leichnam seinem Schicksal und bahnten uns von neuem den Weg an die Biegung.

Die Breite des Risses genügte kaum für unsere Körper, und nach ein paar vergeblichen Anstrengungen hinaufzuklimmen, wollten wir schon von neuem verzweifeln.

Ich habe nun noch nicht gesagt, daß die Hügelkette, durch welche sich die Hauptschlucht hindurch wand, von einem weichen Felsen, der dem Speckstein ähnlich sah, gebildet wurde. Die Seite des Spaltes, die wir hinaufklettern wollten, bestand aus dem gleichen Material und war so feucht und glitschig, daß wir selbst an dem wenigsten abschüssigen Stellen nicht Fuß fassen konnten; an den steileren ging's natürlich noch weniger, so daß wir es eine Zeitlang für ganz unmöglich hielten, hinaufzukommen. Die Verzweigung jedoch gab uns endlich den Mut; mit unseren Seemannsmessern kratzten wir ein paar Absätze in den weichen Stein und schwangen uns mit Lebensgefahr an diesen und einigen wenigen, aus Tonschiefer bestehenden Vorsprüngen, die etwas härter aus der allgemeinen Masse hervorragten, hinauf und erreichten endlich eine natürliche Plattform, von der aus wir oben zwischen der Öffnung der reichbewaldeten Schlucht ein Stück blauen Himmels entdeckten. Als wir jetzt mit einiger Aufmerksamkeit den Weg, den wir zurückgelegt, wieder betrachteten, sahen wir deutlich, daß sich dieser Riß erst ganz neuerdings gebildet haben konnte, und schlossen daraus, daß der Stoß, der, welcher Art

er auch immer gewesen, uns begraben, uns auch zugleich diesen Ausgang geschaffen habe. Da uns die Anstrengung sehr erschöpft hatte und wir so schwach waren, daß wir kaum stehen oder zusammenhängend reden konnten, schlug Peters vor, wir sollten unsere Kameraden von unserem Aufenthaltsort benachrichtigen, indem wir die Pistolen, die noch in unseren Gürteln steckten – unsere Flinten und Hirschfänger hatten wir in dem weichen Erdreich am Boden der Schlucht verloren – abfeuerten. Die folgenden Ereignisse zeigen, daß wir dies Schießen bald bereut haben würden; glücklicherweise war in meiner Seele schon ein halber Argwohn, die Ahnung irgendeines tückischen Streiches erwacht, und so ließen wir denn von unserem Vorhaben ab.

Nachdem wir uns ungefähr eine Stunde lang ausgeruht hatten, drangen wir langsam weiter in die Schlucht hinauf und waren noch nicht weit gekommen, als wir ein schreckliches, langanhaltendes Geheul vernahmen. Endlich erreichten wir sozusagen die Oberfläche des Bodens, denn unser Weg, seit wir die Plattform verlassen, hatte sich unter einem hohen Gewölbe von Felsen und Laubwerk langsam bis dicht nach oben geschlängelt. Mit großer Vorsicht näherten wir uns einer engen Öffnung, durch die wir die Gegend mit einem Blick überschauen konnten, der uns das ganze, schreckliche Geheimnis des fürchterlichen Erdstoßes klarmachte.

Die Stelle, von der wir auslugten, war nicht weit von der höchsten Spitze der Specksteinhügel entfernt. Fünfzig Fuß zu unserer Linken zog sich die Schlucht hin, in die wir zweiunddreißig Weiße eingetreten waren. Doch wenigstens hundert Ellen weit war das die Schlucht bildende alte Flußbett mit einer chaotischen Masse von Erdklumpen und Felstrümmern angefüllt, mit einer ganzen Lawine von Felsenschutt, die man künstlich hineingestürzt haben mußte. Die Mittel zu diesem ungeheueren Mordwerke waren ebenso einfach wie leicht erkennbar. An mehreren Stellen an dem östlichen First der Schlucht – wir befanden uns auf dem westlichen – sahen wir in die Erde gegrabene Holzpfähle. An diesen Stellen war die Erde nicht hinabgestürzt, doch den ganzen Abhang entlang, von dem die Stein- und Erdmasse hinuntergefallen war, erkannte man an den im Boden zurückgebliebenen Bohrlöchern ähnlichen Vertiefungen, daß dort gleiche Pfähle, in einem Abstand von einer Elle ungefähr, vielleicht dreihundert Fuß weit in den Boden getrieben worden waren. Die ganze Reihe war ungefähr zehn Fuß vom Rande des Abgrundes entfernt. An den stehengebliebenen Pfählen waren starke Seile aus Pflanzenfasern befestigt; offenbar hatten sich an den gestürzten Pflöcken ebenfalls derartige Taue befunden.

Ich habe schon von der eigentümlichen Schichtung dieser Speckstein-Hügel gesprochen, und die Beschreibung der engen und tiefen Ritze, durch welche wir aus unserem Grabe flohen, wird ihre besonderen Eigenschaften noch mehr erläutern. Jede natürliche Erderschütterung mußte den ganzen Boden in senkrechte, parallel laufende Lagen oder Schichten zerspalten – jede ganz geringe künstliche Anstrengung mußte dasselbe Resultat haben. Diese eigenartige Schichtung nun hatten sich die Wilden bei der Ausübung ihres hinterlistigen Mordanschlages zunutze gemacht. Ohne Zweifel hatten sie durch eine fortgesetzte Reihe von Pfählen ein teilweises, vielleicht ein oder zwei Fuß tiefes Reißen des Bodens bewirkt –; an den Spitzen der Pfähle waren Seile angebracht, und am Ende jedes Seiles, die bis über den First des Hügels reichten, stand ein Wilder und zog aus Leibeskräften an denselben, so daß eine ungeheure Hebelkraft wirksam wurde, die auf ein gegebenes Zeichen hin den ganzen Hügel in den Abgrund an seinem Fuße schleudern mußte. Das Schicksal unserer armen Kameraden konnte uns nicht länger zweifelhaft erscheinen. Wir allein waren dem vernichtenden künstlichen Erdsturz entgangen, waren die einzigen lebenden Weißen auf der Insel.

Kapitel XIX: Der Kampf

Unsere Lage war auch jetzt nicht weniger fürchterlich als vorher, da wir schon glaubten, lebendig begraben zu sein. Denn welches andere Schicksal konnten wir erwarten, als entweder von den Wilden getötet, unter gräßlichen Martern getötet zu werden oder ein

trostloses Dasein als Gefangene oder Sklaven führen zu müssen! Eine Zeitlang konnten wir uns ja vielleicht im Innern der Hügel vor ihnen verbergen; doch mußten wir dann, in dem strengen polarischen Winter, sicherlich der Kälte und dem Hunger zum Opfer fallen; vorausgesetzt, daß wir nicht eben schon vorher bei einem Versuch, uns Unterhalt zu verschaffen, entdeckt wurden.

Die ganze Gegend rings umher schien von Wilden förmlich zu wimmeln, und wir bemerkten bald, daß große Scharen von Eingeborenen auf Flößen von den benachbarten südlichen Inseln herübergekommen waren, zweifellos, um sich an der Ausplünderung der ›Jane Guy‹ zu beteiligen. Das Schiff lag noch immer ruhig in der Bucht vor Anker, und die Mannschaft an Bord ahnte nicht, daß Gefahr sie bedrohte. Wie verlangten wir darnach, in diesem Augenblick bei ihnen zu sein! Um entweder mit ihnen das Wagnis der Flucht zu unternehmen oder mit ihnen nach mutiger Gegenwehr zu fallen! Aber wir sahen kein Mittel, sie vor der Gefahr zu warnen, ohne daß wir selbst entdeckt worden wären – und das würde ihnen ja nur geschadet haben! Ein Pistolenschuß hätte vielleicht genügt, um ihnen Nachricht zu geben, daß ein Unglück geschehen sei – doch wäre ihnen damit noch nicht mitgeteilt gewesen, daß ihr einziges Heil in sofortiger, schleuniger Flucht lag, daß sie nichts mehr zu bleiben verpflichtete, daß sich ihre Gefährten nicht mehr unter den Lebenden befanden. Wenn sie den Schuß vernahmen, so konnten sie ja doch nicht besser und nicht schlechter vorbereitet den Feind erwarten, als sie es jetzt auch waren. Sie hatten also auf keinen Fall einen Vorteil, während uns ein Schuß den Tod bringen konnte, mußte; wir sahen deshalb auch nach reiflicher Überlegung davon ab.

Dann kam uns der Gedanke, selbst zu dem Schiffe vorzudringen, einen der vier Kähne, die am oberen Ende der Bucht lagen, zu benutzen und den Weg an Bord zu erzwingen. Doch mußten wir uns bald sagen, daß es ganz unmöglich sei, ein solches Unternehmen durchzuführen. Die ganze Gegend wimmelte, wie gesagt, von Eingeborenen, die sich in den Sträuchern und Schluchten der Hügel verbargen, um vom Schiffe aus nicht gesehen zu werden. In unserer unmittelbaren Nähe lagerten die mit schwarzen Fellen bekleideten Krieger und versperrten den einzigen Weg, auf dem wir die Küste an der geeigneten Stelle hätten erreichen können, Too-wit war an der Spitze und wartete wahrscheinlich bloß auf Verstärkung, um zum Angriff auf die ›Jane Guy‹ überzugehen. Die Kähne am Kopfe der Bucht waren mit Wilden besetzt, die allerdings nicht bewaffnet waren, doch ohne Zweifel jeden Augenblick ihre Waffen erreichen konnten.

Wir sahen uns also gezwungen, in unserem Versteck zu bleiben und dem Kampfe, der sich alsbald entspinnen mußte, untätig zuzuschauen.

Nach ungefähr einer halben Stunde sahen wir denn auch schon vielleicht sechzig oder siebzig Flöße und Kähne, alle mit Wilden besetzt, um die südliche Spitze der Bucht kommen. Sie schienen keine anderen Waffen bei sich zu haben als kurze Keulen und Steine, die auf dem Boden ihrer Fahrzeuge lagen. Gleich darauf näherte sich eine andere, noch größere Abteilung von der entgegengesetzten Richtung, mit den gleichen Waffen ausgerüstet. Die vier Kähne waren jetzt bald mit Eingeborenen gefüllt, die aus den Büschen am Ufer der Bucht hervorkrochen und sich mit den Ankömmlingen vereinigten, so daß sich in kürzerer Zeit, als ich zum Erzählen brauche, die ›Jane Guy‹ wie durch Zauberei von einer zahllosen Menge blutgieriger Räuber umgeben sah, die sich ihrer um jeden Preis bemächtigen wollten.

Und daß es ihnen gelingen werde – daran war nicht einen Augenblick zu zweifeln. Die sechs auf dem Schiffe zurückgelassenen Matrosen reichten auf keinen Fall aus, um von den Schießwaffen den rechten Gebrauch zu machen und, so mutig sie auch kämpfen mochten, es mit einer solchen Übermacht aufzunehmen. Ich hielt es kaum für möglich, daß sie überhaupt Widerstand zu leisten versuchen würden, doch täuschte ich mich, denn ich sah bald, wie das Schiff quer vor Anker legte und die ganze mit den Kanonen besetzte Breitseite den Kähnen zuwandte, die jetzt noch einen Pistolenschuß entfernt waren, während die Flöße ungefähr eine Viertelmeile weiter windwärts liegen blieben. Aus

irgendeiner Ursache, wahrscheinlich aus Aufregung über die plötzliche hoffnungslose Lage, fügten unsere armen Freunde dem Feinde mit ihren Salven jedoch nicht den geringsten Schaden zu. Keiner der vier Kähne wurde getroffen, kein Wilder verletzt, die Kugeln flogen einfach über deren Köpfe weg. Die ganze Wirkung der Schießwaffen beschränkte sich wohl auf ein großes Erstaunen der Wilden über die starke Detonation und den Rauch; ein Erstaunen, das allerdings so ungeheuer sein mochte, daß ich schon ein paar Augenblicke lang dachte, sie würden von ihrem Vorhaben abstehen und an die Küste zurückkehren. Und wahrscheinlich hätten sie dies auch getan, wenn die Mannschaft nunmehr zu den kleinen Waffen gegriffen hätte, mit denen sie, da die Kähne jetzt näher gekommen, Schaden genug anrichten konnten; jedenfalls würde es ihnen gelungen sein, die ersten Angreifenden zurückzuschrecken, bis sie den Flößen ebenfalls eine Ladung aus den Kanonen hätten aufbrennen können. Statt dessen jedoch ließen sie den Wilden in den Kähnen Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen und sich zu vergewissern, daß ihnen nichts geschehen, und dachten selbst nur daran, die Flöße gebührend zu empfangen.

Hier allerdings waren ihre Geschütze von fürchterlicher Wirkung. Die Kartätschen und die Kettenkugeln aus den großen Kanonen bohrten sieben oder acht der Flöße sofort in Grund und Boden und töteten auf der Stelle dreißig oder vierzig der Wilden, während wenigstens Hunderte von ihnen, zum Teil schwer verwundet, im Wasser ihren Tod fanden. Die übrigen wurden von Entsetzen gefaßt und machten sich Hals über Kopf auf die Flucht, ohne sich weiter um ihre Genossen, von denen noch viele Hilfe schreiend im Wasser umherschwammen, zu kümmern. Dieser Erfolg kam jedoch zu spät, um unsere armen Kameraden retten zu können. Die Wilden aus den Kähnen waren vielleicht schon in der Anzahl von hundertundfünfzig an Bord des Schiffes gekommen, das sie an den Ketten von außen erklettert hatten; ihrer barbarischen Wut konnte nichts widerstehen. In einem Augenblick waren unsere Gefährten überwältigt, zu Boden geschlagen, mit Füßen zertreten und in Stücke gerissen.

Kaum hatten die Wilden auf den Flößen dies bemerkt, so wurden sie Herr ihrer Furcht und kamen gleichfalls in Scharen zum Raube herbei. In fünf Minuten war die ›Jane Guy‹ nur noch ein beklagenswerter Schauplatz von Verwüstung und Zerstörung. Das Deck wurde aufgerissen, die Tauen, Segel, kurz, alles Bewegliche an Bord, schnell wie durch einen bösen Zauber zerstört. Das Ankertau wurde durchschnitten, zahllose der Elenden stießen hinten, schoben an den Seiten, zogen vorne, bis sie das Schiff an den Strand gebracht und der gütigen Obhut Too-wits übergeben hatten, der während der ganzen Schlacht wie ein guter Feldherr seinen sicheren Beobachtungsposten in den Hügeln nicht verlassen hatte, doch jetzt, als der Kampf wie gewünscht verlaufen, sich herabließ, mit den Kriegern im schwarzen Fell herbeizukommen und seinen Teil an der Beute in Empfang zu nehmen. Als Too-wit die Hügel hinabgestiegen war, konnten wir unser Versteck verlassen und die Gegend in der Nähe der Schlucht ein wenig erforschen. Ungefähr fünfzig Ellen von ihrem Ende erblickten wir eine kleine Quelle, an der wir unseren brennenden Durst löschten. Nicht weit von der Quelle entdeckten wir mehrere der Haselnußstauden, von denen ich schon gesprochen. Wir kosteten die Nüsse und fanden sie durchaus wohlschmeckend und im Geschmack der gewöhnlichen englischen Haselnuß ähnlich. Wir sammelten gleich unsere Hüte voll, legten sie in der Schlucht nieder und gingen, um neue zu sammeln. Während wir damit noch eifrig beschäftigt waren, erschreckte uns plötzlich ein Geräusch in den Büschen, und wir wollten uns schon zu unserem Verstecke zurückschleichen, als sich ein großer, schwarzer Vogel, der an eine Rohrdommel erinnerte, mühsam und langsam aus dem Gebüsche erhob. Ich erschrak so sehr, daß ich nichts beginnen konnte, Peters jedoch hatte genügende Geistesgegenwart, sich auf ihn zu stürzen und ihn am Halse festzuhalten. Der Vogel wehrte sich wütend und stieß ein schreckliches Geschrei aus, so daß wir schon daran dachten, ihn wieder entwischen zu lassen, damit das Geräusch nicht etwa die Wilden, die im Gebüsch noch verborgen sein konnten, herbeilockte. Ein geschickter Stoß mit dem großen Messer ließ ihn jedoch bald verstummen, er fiel auf die Erde, und wir schleppten ihn in die Schlucht und waren froh, für eine Woche wenigstens mit Nahrung versorgt zu sein.

Darauf strichen wir wieder, Umschau haltend, umher und wagten uns ziemlich weit über den südlichen Abhang des Hügels hinaus, fanden jedoch weiter nichts, das uns als Nahrung hätte dienen können. Wir sammelten nur noch eine Menge trockenen Holzes und kehrten in unser Versteck zurück, wobei wir von ferne ein oder zwei größere Trupps von Eingeborenen bemerkten, die, mit Beute vom Schiffe beladen, ins Dorf zurückgingen und uns leicht hätten erkennen können.

Unsere nächste Sorge war, unseren Zufluchtsort so sicher wie möglich zu machen. Zu diesem Zwecke schichteten wir über der Öffnung, durch die wir, vom Abgrunde aus, ein Stückchen blauen Himmels gesehen hatten, wie zufällig, etwas Buschholz auf. Nur eine ganz kleine Öffnung, die groß genug war, die Bucht zu überschauen, wurde freigelassen; und zwar so, daß man uns von unten nicht sehen konnte. Dann betrachteten wir unsere Arbeit mit Zufriedenheit und durften uns sagen, daß wir, solange wir die Schlucht nicht verließen und uns nicht auf die Hügel hinauswagten, wohl in Sicherheit waren. Keinerlei Spuren wiesen darauf hin, daß jemals Wilde in der Höhle gewesen waren; als wir jedoch weiter nachdachten und uns eingestehen mußten, daß der Spalt, durch den wir dieselbe erreicht hatten, ja erst neuerdings durch den herabstürzenden gegenüberliegenden Felsen geschaffen worden war, und daß kein anderer Weg zu ihr hinein und hinaus führte, da erfüllten uns bittere Befürchtungen über unser Los: was würde aus uns werden, falls man den einzigen Aus- und Eingang entdeckte, da es ganz unmöglich war, wieder bis in den tiefsten Schlund hinabzusteigen?! Wir beschlossen, den Gipfel des Hügels gründlich zu erforschen, ob sich vielleicht ein anderes Versteck finden ließe.

Mittlerweile beobachteten wir durch unser Guckloch alle Bewegungen der Wilden. Sie hatten das Schiff vollständig zerstört und waren jetzt dabei, es zu verbrennen. Nach kurzer Zeit sahen wir dicke Rauchsäulen aus der Hauptluke emporsteigen, und gleich darauf lohte auch schon eine Flamme vom Vorderkastell empor. Das Tauwerk, die Masten, alles, was noch von den Segeln übriggeblieben, wurde im Augenblick vom Feuer ergriffen. Dennoch trieb noch immer eine große Zahl von Wilden ihr Wesen auf dem Schiffe und zerstörte mit Steinen und Äxten das Eisen und Kupferwerk, das bis jetzt standgehalten. In der Bucht, auf Kähnen und Flößen, befanden sich wohl nicht weniger als zehntausend Eingeborene in der Nähe unseres Schoners; ohne alle die zu rechnen, welche, mit Beute beladen, ins Innere des Landes oder auf die benachbarten Inseln zurückkehrten. Wir erwarteten jeden Augenblick auf dem brennenden Schiffe eine Katastrophe, und sie ließ in der Tat nicht lange auf sich warten. Zuerst empfanden wir einen starken Stoß, wie ihn wohl eine leichte Galvanisierung hervorruft; doch fehlten noch andere sichtbare Zeichen einer Explosion. Die Wilden waren offenbar höchst erschrocken und hielten einen Augenblick mit ihrem Arbeiten und Schreien inne. Doch wollten sie sich eben wieder ihrem Zerstörungswerk überlassen, als plötzlich eine wilde Rauchmasse wie eine schwarze, schwere Gewitterwolke vom Deck aufstieg und aus den Eingeweiden des Wracks eine hohe Feuersäule emporschoß, die sich dann kreisförmig ausdehnte – dann war in einem einzigen Augenblicke die ganze Atmosphäre in ein wildes Chaos von Holz- und Metallstücken und menschlichen Gliedmaßen verwandelt – und dann erst kam der wütendste Stoß, der uns in der weiten Entfernung auf unsere Füße riß, während die Hügel den Tumult in schauerlichem, vielfachem Echo wiedergaben und ein dichter Regen kleiner Trümmer von jeder Seite aus auf uns niedersauste.

Die Verwüstung, die die Explosion unter den Wilden angerichtet, überstieg unsere kühnsten Erwartungen. Vielleicht tausend wurden sofort getötet und ebensoviel scheußlich verstümmelt. Die ganze Oberfläche des Wassers war mit Ertrinkenden buchstäblich übersät, und an der Küste war das Bild ein noch gräßlicheres. Die schnelle Vernichtung schien die Wilden ganz um ihre Sinne gebracht zu haben; sie bemühten sich wenigstens nicht im geringsten, einander beizustehen. Erst nach einiger Zeit kam wieder Bewegung in sie. Dann jedoch schienen sie aus vollständiger Erstarrung plötzlich in einen Zustand höchster Erregung überzugehen; sie rannten wild durcheinander, liefen bis zu einem bestimmten Punkte der Küste mit einem seltsam aus Entsetzen, Wut und

heftigster Neugier gemischten Ausdruck hin und her und schrien aus Leibeskräften immerfort: »Tekeli-li! Tekeli-li!«

Darauf sahen wir, daß sich ein großer Trupp in die Hügel zurückzog, von wo sie in kurzer Zeit mit Holzpfählen wieder zurückkamen. Diese brachten sie an die Stelle, an der die Menge am dichtesten war. Sie teilte sich jetzt und ließ uns den Gegenstand ihrer großen Aufregung sehen. Wir bemerkten, daß etwas Weißes auf dem Boden lag, konnten jedoch nicht sogleich erkennen, was es war. Endlich erkannten wir den Körper des seltsamen Tieres mit den scharlachroten Zähnen und Klauen, das der Schoner am 18. Januar auf See erbeutet hatte. Kapitän Guy hatte den Körper verwahrt, um ihn auszustopfen und mit nach England zu nehmen. Ich erinnerte mich, daß er, kurz bevor wir die Insel erreichten, die diesbezüglichen Befehle gegeben und das Tier in einem Schranke aufbewahren ließ. Die Explosion hatte es an die Küste geschleudert. Weshalb es unter den Wilden eine so große Erregung hervorrufen konnte, blieb uns unverständlich. Obwohl sie sich in großer Menge um das Tier drängten, wagte offenbar niemand, sich ihm ganz zu nähern. Die mit den Holzpfählen bewaffneten Männer pflanzten dieselben rund im Kreise um den Kadaver auf; und kaum waren sie damit fertig, so stürzte sich die ganze schwarze Menge mit dem lauten Geschrei »Tekeli-li! Tekeli-li!« in das Innere der Insel.

Kapitel XX: Das Labyrinth

Während der folgenden sechs oder sieben Tage blieben wir in unserem Versteck und begaben uns nur gelegentlich mit der größten Vorsicht auf die Suche nach Wasser und Haselnüssen. Wir hatten uns auf der Plattform eine Art Wetterdach hergerichtet und aus trockenen Blättern ein Bett, aus drei großen Steinen einen Tisch und einen Kamin gefertigt. Mit wenig Mühe gelang es uns, Feuer zu entzünden, indem wir ein weiches und ein hartes Stück Holz aneinanderrieben. Der Vogel, den wir zu guter Zeit erbeutet, lieferte eine ausreichende, obwohl ein wenig zähe Speise. Er war kein Meervogel, sondern, wie gesagt, eine Art Rohrdommel mit pechschwarzem von kleinen grauen Flecken übersättem Gefieder und verhältnismäßig kleinen Flügeln. Wir sahen später drei Vögel derselben Art in der Umgebung der Schlucht, wie sie ihren Gefährten, den wir gefangen hatten, zu suchen schienen; da sie sich jedoch nicht ein einziges Mal auf die Erde niederließen, konnten wir uns ihrer nicht bemächtigen.

Solange der Vogel reichte, hatten wir unter unserer Lage nicht zu leiden; doch war er nur zu schnell verzehrt, so daß wir uns bald nach neuen Lebensmitteln umsehen mußten. Die Nüsse genügten nicht, um die Hungerqualen zu stillen; in größeren Menge genossen, verursachten sie uns heftiges Leib- und Kopfweh. Im Osten des Hügels, nahe am Ufer, hatten wir einige sehr große Schildkröten gesehen und waren auch überzeugt, daß wir sie, wenn wir nur erst einmal unentdeckt in ihre Nähe gekommen, leicht erbeuten könnten. Wir beschlossen also, eine kleine Streife aus unserer Höhle zu wagen.

Wir begannen damit, den südlichen Abhang, der am leichtesten zugänglich schien, herabzusteigen. Doch mochten wir kaum hundert Ellen gegangen sein, als unser Weg, wie wir es bei unserer Umschau von der Spitze des Hügels vorausgesehen hatten, durch eine Abzweigung der großen Schlucht, in welcher unsere Gefährten umgekommen waren, aufgehalten wurde. Ungefähr eine Viertelmeile weit folgten wir dem Rande derselben, doch wurden wir von neuem durch einen ungeheuer tiefen Abgrund aufgehalten; und da wir nicht weiter am Rande vorwärts konnten, kehrten wir auf demselben Wege wieder zur Hauptschlucht zurück.

Wir drangen nun nach Osten vor, hatten jedoch nicht mehr Glück. Nachdem wir eine Stunde auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, umhergeklettert waren, entdeckten wir, daß wir nun in einen riesigen Abgrund aus schwarzem Granit herabgestiegen waren, dessen Boden mit feinem Staube bedeckt war, und aus dem wir nur durch den halbsbrecherischen Pfad, auf dem wir gekommen waren, wieder herausgelangen konnten. Wir kletterten denselben mit vieler Mühe wieder hinauf und versuchten unser Heil auf der

nördlichen Seite des Hügels. Dort mußten wir jedoch mit der erdenklichsten Vorsicht zu Werke gehen, denn die kleinste Unaufmerksamkeit konnte uns den Blicken der Wilden im Dorfe zeigen. Wir krochen also auf Händen und Füßen vorwärts, zuweilen mußten wir uns sogar, platt auf dem Boden liegend, an den Gesträuchen vorwärtsziehen. Mit Mühe und Not hatten wir so ein kleines Stück des Weges zurückgelegt, als wir an einen Abgrund kamen, der tiefer war als jeder, den wir bis jetzt gesehen, und der unmittelbar in die Hauptschlucht hineinführte. So bestätigten sich unsere schlimmsten Befürchtungen: Wir waren vollständig abgeschnitten und konnten auf keine Weise in das unten gelegene Land gelangen. Von der Anstrengung erschöpft, krochen wir in unser Versteck zurück, sanken auf unser Blätterlager und schiefen ein paar Stunden lang tief und traumlos.

Mehrere Tage nach diesen fruchtlosen Ausflügen beschäftigten wir uns damit, die ganze Spitze des Berges zu erforschen, um zu sehen, ob sich uns dort keine Nahrungsmittel zeigen wollten. Wir fanden mit Ausnahme der Nüsse und einer Art Löffelkraut, das auf einer vielleicht vier Quadratruten großen Stelle wuchs und bald aufgebraucht sein mußte, nicht das geringste. Am fünfzehnten Februar – soweit wir rechnen konnten, mußte es dieser Tag sein – war es bis auf das letzte Blättchen aufgezehrt, und auch die Nüsse wurden seltener, so daß wir uns in der beklagenswertesten Lage befanden. *Am sechzehnten durchkreuzten wir nochmals unser Gefängnis nach allen Richtungen hin, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden; doch auch diesmal war's vergebens.

Wir stiegen noch in die Höhle hinab, in der schwachen Annahme, dort einen Ausgang in die Hauptschlucht zu finden, aber vergeblich. Doch fanden wir bei der Gelegenheit eine der verlorengegangenen Flinten.

Am siebzehnten verließen wir unser Versteck in der Absicht, den granitnen Abgrund, in den wir am ersten Tage der Nachforschungen gelangt waren, genauer zu durchsuchen. Wir erinnerten uns, daß wir in einer der breiten Spalten an seinen seitlichen Wänden nur flüchtig hineingeschaut hatten, und waren nun begierig, sie näher in Augenschein zu nehmen, obwohl wir kaum hoffen durften, daß sie zu einem Ausgang führen werde.

Ohne allzuvielen Schwierigkeiten erreichten wir den Boden des Abgrunds und begannen mit Mühe Umschau zu halten. Wir befanden uns ohne Zweifel an einem der sonderbarsten Orte der Erde, und nur schwer konnten wir bei dem Glauben bleiben, daß er wirklich einzig und allein ein Werk der Natur sei. Der Abgrund war von seinem östlichen zum westlichen Ende, wenn man alle seine Windungen aneinandersetzte, wohl fünfhundert Ellen lang. In gerader Linie betrug die Entfernung von Osten nach Westen höchstens vierzig bis fünfzig Ellen. Am Anfang unseres Abstiegs, das heißt, als wir vielleicht hundert Fuß von der Spitze des Hügels herabgestiegen waren, glichen sich die Wände des Abgrundes sehr wenig und schienen niemals vereinigt gewesen zu sein, denn die eine bestand aus Speckstein, die andere aus Mergel, der mit metallischen Substanzen durchkörnert war. Der Zwischenraum zwischen den beiden Mauern betrug manchmal sechzig Fuß, doch war die Formation eine durchaus unregelmäßige. Als wir nun über die zweihundert Fuß weiter hinabgestiegen, verengerte sich der Zwischenraum bedeutend, und die Wände fingen an, parallel zu laufen, obgleich ihr Aussehen und ihre Beschaffenheit noch eine Strecke weiter durchaus verschieden war. Als wir jedoch dem Boden bis auf fünfzig Fuß nahe gekommen, zeigte es sich, daß die beiden Wände bezüglich ihrer Beschaffenheit und Formation vollständig gleich waren. Sie liefen parallel, bestanden aus glänzendem, schwarzem Granit und standen genau zwanzig Ellen weit voneinander entfernt. Die beste Vorstellung von der Gestalt des ganzen Abgrundes wird eine Zeichnung geben:



Diese Figur gibt die allgemeinen Umrisse des Abgrundes, ohne die kleineren Höhlen in den Wänden, die sehr häufig vorkamen und einem Vorsprung an der gegenüberliegenden Wand entsprachen. Der Boden des Schlundes war vielleicht drei oder vier Zoll hoch mit einem fast ungreifbaren Staub bedeckt, unter dem sich der Granit wieder fortsetzte. Zur Rechten, am unteren Ende, bemerkt man etwas wie eine kleine Öffnung; es ist dies der Spalt, von dem ich oben schon gesprochen, den wir bei unserem zweiten Besuche näher betrachten wollten. Wir drangen in ihn hinein, räumten eine Menge Brombeersträucher, die den Eingang versperrten, aus dem Wege, und mußten auch einen Haufen spitzer Steine, die in der Form Pfeilspitzen gleichen, entfernen. Dennoch drangen wir unentwegt weiter vor, da aus dem entgegengesetzten Ende ein kleiner Lichtstreifen hervorzuschimmern schien. Als wir unsern Weg vielleicht dreißig Fuß weit gebahnt hatten, fanden wir, daß die Öffnung ein niedriger, regelmäßig geformter Bogen war, dessen Boden mit dem gleichen unfühlbaren Staub bedeckt war, wie der des Abgrundes. Starkes Licht brach durch denselben herein; wir gelangten an eine scharfe Biegung und befanden uns, nachdem wir sie umschritten, in einem anderen hohen Felsgemach, das dem soeben verlassenem, abgesehen von seiner länglichen Gestalt, durchaus ähnlich war. Ihr allgemeines Bild gibt diese Zeichnung:



Die ganze Länge dieses Schlundes von der Öffnung a um die Kurve b bis zum Ende d betrug fünfhundertfünfzig Ellen. Bei c bemerkten wir eine kleine Öffnung, die derjenigen, durch die wir aus dem ersten Schachte in diesen zweiten gelangten, durchaus ähnlich schien. Auch sie war durch eine Menge Brombeersträucher und Haufen spitzer Steine versperrt. Wir bahnten uns einen Weg durch sie hindurch: Sie mochte ungefähr vierzig Fuß lang sein und mündete in einen dritten Schlund. Dieser glich dem ersten ebenfalls in jeder Beziehung, nur war er wie der zweite länglich und von folgender Gestalt:



Die ganze Länge des dritten Schachtes betrug dreihundertundzwanzig Ellen. Bei dem Punkte a befand sich eine Öffnung von sechs Fuß Weite, die fünfzehn Fuß tief in den Felsen hineinging und dort in ein Mergellager auslief, ohne daß sich, wie wir erwartet hatten, ein anderer Schacht auftat. Wir wollten diesen Spalt, in den nur wenig Licht eindrang, wieder verlassen, als Peters meine Aufmerksamkeit auf eine Reihe sonderbar aussehender Einschnitte lenkte, die in der Oberfläche der Mergelwand am Ende der Sackgasse eingekerbt waren. Es bedurfte nur einer geringen Anstrengung der Einbildungskraft, um den linken oder nördlichsten dieser Einschnitte für die beabsichtigte, obwohl äußerst plumpe Darstellung eines aufrechtstehenden menschlichen Körpers mit einem ausgestreckten Arme zu halten. Die übrigen Zeichen hatten eine geringere Ähnlichkeit mit alphabetischen Schriftzügen; Peters behauptete sofort, es seien auch solche, und ich konnte ihn erst von der Irrtümlichkeit dieser Annahme überzeugen, als ich vom Boden des Spaltes mehrere große Mergelstücke aufsammelte, welche offenbar durch irgendeine Erschütterung von der Wand, an der wir die angeblichen Schriftzüge entdeckten, abgesprungen waren und genau in die vorhandenen Einschnitte paßten, so daß man also nur annehmen konnte, sie seien auf natürlichem Wege entstanden. Abb. 4 gibt die Einschnitte genau wieder:



Als wir uns davon überzeugt hatten, daß uns alle diese Höhlungen nicht ins Freie führten, begaben wir uns ziemlich niedergeschlagen wieder auf die Spitze des Hügels zurück. Während der folgenden vierundzwanzig Stunden ereignete sich nichts Erwähnenswertes, nur bemerkten wir an der östlichen Seite des dritten Abgrundes zwei dreckige, ziemlich tiefe Löcher, deren Seitenwände ebenfalls aus Granit bestanden. Wir hielten es jedoch nicht der Mühe wert, in die Löcher hinabzusteigen, denn sie hatten keinen Ausweg und schienen natürlichen Ursprungs zu sein. Sie maßen ungefähr jeder zwanzig Fuß Umfang, und ihre Form sowie ihre Lage zueinander ist hier auf Abb. 5 abgebildet:



Kapitel XXI : Die Flucht

Am 20. mußten wir uns sagen, daß es ganz unmöglich sei, noch länger bloß von den Haselnüssen zu leben. Ihr Genuß verursachte uns die heftigsten Schmerzen, und wir beschlossen, einen verzweifelten Versuch zu machen, den südlichen Abhang des Hügels hinabzusteigen. Die Wand dieses fast senkrechten und an manchen Stellen selbst überhängenden Abhanges bestand aus der weichsten Art des Specksteins und war wenigstens hundertundfünfzig Fuß tief. Nach langem Nachsuchen entdeckten wir, vielleicht zwanzig Fuß unter dem oberen Rande der Mauer, einen schmalen Vorsprung, und es gelang meinem Freunde Peters, mit Hilfe unserer aneinandergeknüpften Taschentücher, auf ihn hinabzuspringen. Mein Sprung hinunter war gefährvoller und schwieriger, und wir sahen keine andere Möglichkeit ganz hinabzusteigen, als Stufen in den weichen Stein zu graben, wie wir es bei unserem Aufstieg aus dem Abgrund, in dem wir uns schon lebendig begraben geglaubt, getan hatten. Es ist ganz unmöglich, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie gefährlich dies Unternehmen war; da uns aber nichts anderes übrigblieb, beschlossen wir, es immerhin zu wagen. Auf dem Vorsprung, auf dem wir uns befanden, wuchsen einige Haselnußstauden; an einer von ihnen befestigten wir das eine Ende unseres Taschentuchseiles, das andere Ende band ich meinem Kameraden Peters um die Taille und ließ ihn so weit an dem Abgrunde hinunter, bis das Seil straff gespannt hing. Nun grub er ein acht oder zehn Zoll tiefes Loch in den Speckstein und schrägte den Felsen vielleicht einen Fuß darüber so ab, daß er mit dem Kolben seiner Flinte einen ziemlich starken Pflock in die gleichmäßig gemachte Oberfläche einschlug. Ich zog ihn dann ungefähr vier Fuß weiter hinauf, er grub ein ähnliches Loch und trieb wieder einen Pflock hinein, so daß seine Hände sowohl wie seine Füße einen festen Stützpunkt hatten. Ich löste nun das Taschentuchseil von dem Strauch los, warf es ihm zu, und er befestigte es an dem oberen Pflocke und ließ sich dann sanft etwa drei Fuß tiefer hinab, das heißt soweit, wie das improvisierte Tau reichte. Hier grub er ein neues Loch und trieb einen neuen Pflock ein. Dann schwang er sich hinauf, daß seine Füße auf dem eben eingetriebenen Pflocke ruhten, und hielt sich mit den Händen an dem darüber befindlichen fest. Nun mußte er das Taschentuch von dem obersten Pflocke lösen, um es an dem zweiten zu befestigen, und fand dabei, daß er die Pflöcke in zu großer Entfernung voneinander eingeschlagen habe und die Knoten des Taus nicht lösen konnte. Nach ein oder zwei vergeblichen Versuchen blieb ihm nichts anderes übrig, als das Seil zu zerschneiden; ein Stück von vielleicht sechs Zoll blieb an dem oberen Pflocke hängen, den Rest band er an den zweiten Pflock und ließ sich wieder tiefer hinab, wobei er acht gab, nicht wieder allzutief weiterzuarbeiten. Auf diese kluge Art und Weise gelang es meinem Freunde Peters, den Boden ohne Unfall zu erreichen. Es dauerte eine ganze Zeitlang, ehe ich mich ermannen konnte, ihm zu folgen; endlich versuchte ich es. Peters hatte, ehe er hinabstieg, sein Hemd abgelegt, ich band es mit dem meinigen zusammen und erhielt so das notwendige Seil. Nachdem ich die Flinte, die ich in dem Abgrunde gefunden, von mir geworfen hatte, befestigte ich das Seil an den Sträuchern und ließ mich hinab. Während der ersten vier oder fünf Stufen gelang es mir auch, doch plötzlich wurde meine Phantasie bei dem Gedanken an die gräßliche Tiefe, der ich entgegenstieg, und der Unsicherheit des weichen Felsens und der eilig eingetriebenen Pflöcke, die meine einzige Stütze waren, schauerlich erregt. Vergebens versuchte ich, diese Betrachtungen

von mir zu weisen und meine Augen auf die glatte Felsoberfläche vor mir gebannt zu halten. Je hitziger ich mich bemühte, nicht zu denken, um so lebhafter, um so deutlicher kamen mir Vorstellungen, bis sich endlich jene Krise der Phantasie einstellte, die in dergleichen Fällen so gefährlich ist, die Krise, in der wir die Gefühle zu ahnen beginnen, die wir beim Fallen haben würden – in der wir uns den Schwindel, die Übelkeit, den letzten Kampf dagegen und endlich die ganze Gräßlichkeit des rasenden Sturzes vorstellen. Und ich fühlte, wie sich diese Vorstellungen in Wirklichkeiten umsetzten und mich alle die eingebildeten Schrecken als Wirklichkeiten packten. Ich fühlte, wie meine Knie heftig aneinander schlotterten und meine Finger sich langsam von dem krampfhaft umspannten Pflöcke lösten. Es sauste mir in den Ohren, und plötzlich packte mich das ununterdrückbare Verlangen, hinunter zu sehen. Ich konnte, ich wollte meine Blicke nicht mehr auf den Felsen bannen, und mit einer seltsamen, unbeschreiblichen Erregung, halb entsetzt, halb freudig erleichtert, wandte ich meine Augen dem Abgrunde unter mir zu. Einen Augenblick lang klammerten sich meine Finger noch einmal krampfhaft um ihren Halt, während mir bei dieser Bewegung der eben noch erdenkbare, schwächste Gedanke an Rettung wie ein Schatten durch die Seele glitt – im nächsten Augenblick erfüllte mich nur noch ein Wunsch, zu fallen. Ich ließ plötzlich meinen Pflöck los, wandte mich nun mit dem Rücken halb der Felsmauer zu und blieb eine Sekunde schwankend gegen sie gelehnt. Dann entstand ein Wirbel in meinem Gehirn, es war mir, als schrille eine geisterhafte Stimme in meinem Ohre. Eine düstere, satanische, nebelhafte Gestalt stand plötzlich unter mir, ich seufzte auf, mein Herz schien zu zerspringen, und ich stürzte in ihre Arme.

Ich war ohnmächtig geworden, und Peters hatte mich im Fallen aufgefangen. Er hatte mich während des Hinabkletterns genau beobachtet und die ungeheure Gefahr, in der ich schwebte, wohl bemerkt und mir auf jede Weise Mut einflößen wollen; ich war jedoch schon zu erregt, um zu verstehen, was er mir zurief, ja, ich bemerkte nicht einmal, daß er überhaupt mit mir sprach. Als er mich schwanken sah, kletterte er herauf, um mir zu Hilfe zu kommen, und tauchte gerade im letzten Augenblick auf dem Pflöcke unter mir auf. Wäre ich mit der ganzen Wucht meines Körpers gestürzt so würde das Tau, an das ich gebunden war, ohne Zweifel zerrissen und ich in den Abgrund hinabgestürzt sein. Er fing mich jedoch im Fallen auf und ließ mich vorsichtig hinunter, so daß ich ohne Gefahr hängen konnte, bis meine Besinnung wieder zurückkehrte. Das war nach ungefähr fünfzehn Minuten. Als ich wieder zu mir kam, war der Schwindel vollständig geschwunden, ich fühlte mich wie ein ganz anderer, ein neuer Mensch und erreichte mit Peters' Hilfe bald den Boden.

Wir befanden uns jetzt nicht weit von der Schlucht, die das Grab unserer Kameraden geworden, und südlich von der Stelle, an welcher der Felssturz stattgefunden. Der Ort war sonderbar wild und zerklüftet und erinnerte mich an die Beschreibungen, welche uns die Reisenden von der zerstörten Stadt Babylon überbracht haben. Von den Felstrümmern, die nach Norden zu eine riesige, zum Himmel aufsteigende Schranke bildeten, war der Boden nach jeder Richtung hin mit ungeheuren Blöcken und Schuttmassen übersät, die die Überreste irgendeines gigantischen Bauwerkes zu sein schienen; doch ließen die Trümmer im einzelnen durch nichts auf ein Werk von Menschenhänden schließen. Wir fanden sehr viele Schlacken, und riesige Granitblöcke wechselten mit schwarzen *Mergelblöcken ab; beide Arten Gestein waren reichlich mit metallischen Bestandteilen durchsetzt. Dagegen fanden wir, so weit das Auge reichte, keine Spur von Vegetation; wir sahen einige ungewöhnlich große Skorpione und ein paar Reptilien, die man sonst unter diesem Breitengrad nicht mehr findet.

Da wir uns vor allem Nahrung verschaffen mußten, beschlossen wir, uns der Küste zuzuwenden, die eine halbe Meile entfernt lag, um dort ein paar Schildkröten zu erlegen. Wir mochten uns mit großer Vorsicht unter den Trümmern vielleicht an hundert Ellen weit vorgewagt haben, als wir eine Biegung machten, und plötzlich aus dem Hinterhalt von fünf Wilden überfallen wurden, die aus einer kleinen Höhle auf uns zusprangen und Peters durch ein Wurfgeschloß zu Boden streckten. Als er fiel, stürzte sich die ganze

Bande auf ihn und gab mir so, ohne es zu wollen, Zeit, zu mir zu kommen und den ersten jähen Schreck abzuschütteln. Ich hatte meine Flinte bei mir, doch war sie bei dem Fall von dem Felsen so beschädigt worden, daß ich sie als nutzlos beiseite warf und nur auf meine Pistolen vertraute, die ich sorgfältig in gutem Zustande erhalten hatte. Ich wandte mich mit meinen Waffen gegen die Angreifer und feuerte schnell hintereinander. Zwei Wilde fielen, darunter einer, der Peters gerade mit seinem Speer durchbohren wollte. Da mein Freund nun befreit war, bot der Kampf keine Schwierigkeiten mehr für uns. Er hatte ebenfalls seine Pistolen bei sich, doch sah er klugerweise davon ab, sie zu gebrauchen, sondern vertraute allein auf seine große Körperkraft, die, wie ich ja schon so oft erfahren hatte, ans Wunderbare grenzte. Er entriß einem der gefallenen Wilden die Keule und schlug mit ihr den drei Übrigbleibenden mit je einem Schlage einfach den Schädel ein. So waren wir die Sieger.

Dies alles war so schnell vor sich gegangen, daß es uns selbst fast unwirklich vorkam. Mit schweigender Verblüfftheit starrten wir auf die Körper der Leblosen, als uns ein in einiger Entfernung ertönendes wütendes Geschrei wieder zum Bewußtsein der Wirklichkeit brachte. Offenbar hatten die Schüsse die Wilden alarmiert, und es blieb uns wohl keine Möglichkeit, einer Entdeckung zu entgehen. Wollten wir wieder auf unseren Felsen gelangen, so mußten wir die Richtung, aus der das Geschrei kam, einschlagen, und selbst wenn wir sicher bis zu seinem Fuße gelangten, konnten wir ihn doch auf keinen Fall erklimmen, ohne gesehen zu werden. Wir befanden uns in allergrößter Gefahr und zögerten noch, in welcher Richtung wir fliehen sollten, als einer der Wilden, auf den ich geschossen und der wie tot niedergefallen war, plötzlich wieder auf seine Füße sprang und entfliehen wollte. Wir hielten ihn zurück und wollten ihn schon töten, als Peters auf den Gedanken kam, er könnte uns vielleicht von Nutzen sein. Wir zogen ihn mit uns fort, indem wir ihm bedeuteten, daß er, wenn er nur den geringsten Widerstand leiste, verloren sei. Gleich zeigte er sich unterwürfig und lief getreu neben uns her, während wir uns in der Richtung auf die Küste zu einen Weg durch die Felsen bahnten.

Der hügelige Boden hatte das Meer bis jetzt fast ständig unseren Blicken entzogen, und als wir es endlich wiedersahen, mochte es vielleicht zweihundert Ellen von uns entfernt sein. Als die Bucht offen vor uns lag, sahen wir zu unserem Schrecken eine große Schar Wilder, die aus dem Dorfe und von allen Punkten der Insel her mit wütenden Gebärden und wüstem Geheul auf uns zustürzten. Wir wollten schon wieder umkehren, um uns in den Felsgängen, aus denen wir kamen, ein Versteck zu suchen, als ich plötzlich das Hinterteil von zwei Kähnen bemerkte, die hinter einem großen Felsen, der weit ins Wasser hineinragte, hervorlugten. So schnell wie möglich rannten wir auf diese zu und fanden sie unbeaufsichtigt – nur mit drei Gallapagos und dem üblichen Ruderzeug für sechs Ruderer beladen. Wir stiegen mit unserem Gefangenen in einen der Kähne und ruderten aus allen Kräften aufs hohe Meer hinaus.

Kaum hatten wir uns vielleicht fünfzig Ellen vom Ufer entfernt und ein wenig Geistesgegenwart zurückerlangt, so sahen wir ein, welche Torheit wir begangen hatten, den anderen Kahn im Bereich der Wilden zu belassen, die vielleicht nur noch doppelt so weit vom Ufer entfernt waren, wie wir, und sich demselben in eilendem Laufe näherten. Wir hatten keine Zeit mehr zu verlieren, unsere Hoffnung war eine sehr zweifelhafte, und doch blieb uns nichts anderes übrig, als wenigstens zu versuchen, uns des Kahnens vor ihnen zu bemächtigen. Gelang es uns, was eigentlich nicht zu erwarten war, so waren wir gerettet, machten wir jedoch diesen letzten Versuch nicht, so waren wir unfehlbar ihren Messern verfallen.

Unser Kahn war so gebaut, daß sein Hinter- und Vorderteil gleich war, wir brauchten also nicht zu drehen, sondern ruderten nur nach der entgegengesetzten Seite. Sobald die Wilden dies bemerkten, verdoppelte sich ihr Geschrei, und sie kamen mit staunenerregender Eile heran. Wir ruderten mit der Kraft der Verzweiflung, und als wir den Kahn erreichten, war erst ein einziger der Wilden angekommen. Er mußte seine Eile teuer bezahlen: ein Pistolenschuß streckte ihn in dem Augenblicke, da er am Wasser

stand, auch schon nieder. Die übrigen befanden sich vielleicht noch dreißig Schritt vom Ufer entfernt, als wir uns glücklich des Kahnbes bemachtigten. Wir wollten ihn zuerst bloß aus dem Bereich der Wilden ins tiefe Wasser ziehen, fanden jedoch, daß er dafür zu schwer war, so daß Peters durch ein paar wuchtige Stöße mit dem Flintenkolben sein Hinterteil und ein Stück der Seitenwand entzweischlug. Dann stießen wir wieder vom Lande ab.

Wir waren also einstweilen frei und ruderten von neuem aus Leibeskräften auf das Meer hinaus. Als die Masse der Wilden bei dem zerbrochenen Kahne ankam, stießen sie voller Enttäuschung und Wut ein gräßliches Geheul aus. Dann machten sie einen unsinnigen Versuch, uns in dem zerstückelten Boote zu verfolgen; als sie jedoch einsahen, daß dies ganz unmöglich sei, stießen sie von neuem ein gellendes Geschrei aus und rannten in ihre Hügel zurück.

Wir waren also von jeder unmittelbaren Gefahr befreit; doch war unsere Lage immerhin noch gefährlich genug. Wir wußten, daß die Wilden im ganzen vier Kähne von der Tüchtigkeit des unsrigen besessen hatten, und erfuhren erst später von unserem Gefangenen, daß zwei derselben bei der Explosion der ›Jane Guy‹ zerschmettert worden waren. So mußten wir also vorläufig erwarten, daß unsere Feinde, sobald sie zu dem Punkte der Bucht, an welchem die Kähne gewöhnlich geborgen lagen – er mochte drei Meilen entfernt sein – zurückgelaufen wären, unsere Verfolgung wieder aufnehmen konnten und zwangen auch unseren Gefangenen zum Rudern, um einen möglichst großen Vorsprung zu gewinnen. Nach einer halben Stunde, als wir vielleicht fünf oder sechs Meilen südwärts zurückgelegt hatten, sahen wir, wie zahllose Flöße aus der Bucht hervorkamen, um uns einzufangen. Sie kehrten jedoch, offenbar von der Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen überzeugt, bald wieder zurück.

Kapitel XXII: Der weiße Riese

Wir befanden uns also jetzt auf dem unendlichen, öden südlichen Ozean, unter einer Breite von mehr als vierundachtzig Grad, in einem schwachen Boote und ohne weitere Lebensmittel als die drei Schildkröten. Dazu kam, daß der lange polare Winter herannahte.

Wir mußten reiflich überlegen, in welcher Richtung wir am besten weiterruderten. Es waren sechs oder sieben Inseln in Sicht, die zu derselben Gruppe, wie die eben verlassen, gehörten; daher durften wir nicht wagen, auf einer derselben zu landen. Als wir mit der ›Jane Guy‹ von Norden herunterkamen, hatten wir die härteste Eisregion schon durchquert. Die Tatsache steht zwar in direktem Widerspruche zu der Vorstellung, die man im allgemeinen von dem südlichen Polarmeere hat, doch ließ sie sich nicht weglegen. Der Versuch, den Rückweg anzutreten, wäre, zumal in der vorgeschrittenen Jahreszeit, eine große Torheit gewesen. Es blieb uns nur ein Weg, eine Hoffnung: wir beschloßen, kühn nach Süden weiterzurudern, wo sich uns noch immer die Möglichkeit bot, neues Land zu entdecken, und mehr als eine bloße Möglichkeit, in mildes Klima zu gelangen.

Bis jetzt hatten wir den antarktischen wie arktischen Ozean ziemlich frei von heftigen Stürmen oder allzu bewegtem Wasser gefunden; doch war unser Kahn eher schwächlich als stark; und wir gingen sogleich ans Werk, um ihn, soweit wie möglich, seetüchtiger zu machen. Der Rumpf des Bootes bestand bloß aus Rinde, aus der Borke irgendeines unbekanntes Baumes. Das Rippenwerk war ein starkes Geflecht, das seiner Bestimmung sehr wohl entsprach. Lang war das Fahrzeug im ganzen fünfzig Fuß, breit vier bis sechs Fuß und dabei vier und einen halben Fuß tief – es wich also an Gestalt vollständig von den Fahrzeugen ab, die man bis jetzt bei den Insulanern in den südlichen Meeren gefunden. Wir konnten nicht wohl annehmen, daß sie von den ungeschickten Insulanern, denen sie gehörten, selbst gemacht worden seien, und erfuhren auch einige Tage später

von unserem Gefangenen, daß sie von den Eingeborenen einer südwestlich liegenden Insel verfertigt worden und durch Zufall in die Hand unserer Barbaren gekommen waren.

Wir konnten nur sehr wenig tun, um unser Boot sicherer zu machen. An seinen beiden Enden entdeckten wir eine ziemlich breite Ritze, die wir, so gut es ging, mit Stücken von unseren wollenen Jacken verstopften. Mit Hilfe der zahlreichen überflüssigen Ruder errichteten wir eine Art Holzwand am Vorderteil, um uns gegen Sturzwellen von dieser Seite her möglichst zu schützen. Zwei Ruder pflanzten wir einander gegenüber als Mastbäume auf, um uns die Rahe zu ersparen. An diese Mastbäume befestigten wir die aus unseren Hemden verfertigten Segel. Diese letztere Arbeit verursachte uns eine ziemlich große Schwierigkeit, zumal sich unser Gefangener, der sich bis jetzt stets willig gezeigt hatte, sonderbarerweise weigerte, uns bei ihr zu helfen. Der Anblick des Leinens schien ihn in ganz eigentümlicher Weise aufzuregen. Er war nicht zu bewegen, es auch nur anzurühren, und als wir versuchten, ihn dazu zu zwingen, schauderte er geradezu und schrie sein »Tekeli-li!«

Als wir mit den Arbeiten zur Sicherung unseres Bootes fertig waren, segelten wir nach Südsüdosten, um die südlichste der Inseln, die in Sicht war, zu umschiffen, und richteten dann, nachdem dies geschehen, unseren Lauf ganz nach Süden. Das Wetter war durchaus nicht unangenehm, wir hatten einen beständigen sanften Nordwind, glatte See und ununterbrochen Tageslicht. Eis war überhaupt nicht zu sehen, und ich muß ausdrücklich betonen, daß uns, seit wir über den Breitengrad des Bennets-Eilandes hinausgelangt waren, auch nicht das kleinste Stückchen mehr begegnete. Die Temperatur des Wassers war hier viel zu warm, um die geringste Eisbildung zuzulassen. Als wir unsere größte Schildkröte geschlachtet und uns dadurch nicht nur mit Nahrung, sondern auch reichlich mit Wasser versorgt hatten, segelten wir vielleicht sieben oder acht Tage in der gleichen Richtung weiter und mußten ein sehr beträchtliches Stück nach Süden kommen, da der Wind uns immer günstig war und uns ein sehr starker Strom beständig in der gewünschten Richtung vorwärtstrieb.

1. März Viele unbekannte Erscheinungen wiesen daraufhin, daß wir uns in unerforschten, seltsamen Regionen befanden. Eine hohe Mauer leichten grauen Nebels zog beständig am südlichen Horizont dahin und flackerte oft in hohen Streifen auf, die bald von Osten nach Westen, bald von Westen nach Osten liefen, bald sich wieder zu einer geraden, dichten Linie ansammelten -, kurz, alle die sonderbaren Veränderungen der Aurora Borealis zur Schau trug.

Die durchschnittliche Höhe dieser Nebelmauer, von unserem Gesichtspunkte aus gesehen, mochte fünfundzwanzig Grad betragen. Die Temperatur des Wassers nahm mit jedem Augenblicke zu, und auch seine Farbe erlitt eine deutlich merkbare Veränderung.

2. März Nach verschiedentlichem Fragen erfuhren wir heute von unserem Gefangenen viele Einzelheiten über seine Heimatinsel, deren Einwohner und ihre Sitten – doch wie könnten diese Dinge jetzt die Aufmerksamkeit des Lesers noch fesseln? Ich möchte hier nur kurz erwähnen, daß acht Inseln die gesamte Gruppe bildeten, die von einem Könige, namens Tsalemon oder Psalemonn, der auf einer der kleinsten Inseln wohnte, regiert wurde; daß die schwarzen Felle, welche das Abzeichen der Krieger bildeten, von riesig großen Tieren stammten, die man nur in einem Tale in der Nähe des Königssitzes fand – daß sein Name Nu-Nu lautete – daß das Bennets-Eiland ihm ganz unbekannt war, und die Insel, die wir verlassen hatten, Tsalal hieß. Die Worte Tsalemon und Tsalal wurden am Anfang mit einem langen Zischlaute gesprochen, den wir selbst nach wiederholten Anstrengungen nicht nachahmen konnten.

3. März Immer mehr fiel uns die Wärme des Wassers auf, und auch seine Farbe veränderte sich immer deutlicher: es blieb nicht durchsichtig, sondern nahm ein dichtes, milchiges Aussehen an. In unserer Nähe war das Meer beständig glatt und brachte unser Boot keinen Augenblick in Gefahr – doch bemerkten wir oft mit großem Erstaunen zu

unserer Rechten und Linken in ganz verschiedener Entfernung plötzliche und wilde Bewegungen der Oberfläche, denen, wie wir später wahrnahmen, immer seltsame Schwankungen der Nebelwand vorausgingen.

4. März Der Nordwind flaute heute merklich ab, und um unser Segel zu vergrößern, zog ich mein weißes Taschentuch aus meiner Rocktasche. Nu-Nu saß dicht neben mir, und als das Tuch zufällig um sein Gesicht flatterte, verfiel er in heftige Krämpfe, auf die eine Schläfrigkeit und Benommenheit folgte, in der er sein ewiges »Tekeli-li! Tekeli-li!« murmelte.

5. März Der Wind hatte vollständig nachgelassen, doch trieben wir offenbar mit einem starken Strom nach Süden. Jetzt hätten wir eigentlich den Dingen, die uns erwarteten, mit Unruhe entgegensehen müssen – jedoch wir empfanden nicht die geringste. Der Polarwinter nahte sich uns, doch wie es schien, ohne seine Schrecken. Ich empfand eine körperliche und seelische Dumpfheit – einen Hang zum Träumen – aber dies war auch alles!

6. März Der graue Nebel hatte sich mehrere Grade am Horizont erhoben und verlor allmählich seine graue Färbung. Das Wasser war so warm, daß man nur ungern in Berührung mit demselben kam, und seine milchige Färbung wurde immer ausgesprochener. Heute kamen heftige Wellen bis in die Nähe unseres Bootes. Sie waren wie gewöhnlich von einem wilden Aufflackern des Nebels auf dem Gipfel der Mauer und einer sekundenkurzen Teilung ihrer Grundschichten begleitet. Ein feiner, weißer Staub, der an Asche erinnerte, doch offenbar etwas anderes war, fiel auf das Boot und die Wasseroberfläche, während das beleuchtende Nebelgeflechte erblich und das Wasser sich beruhigte. Nu-Nu warf sich auf dem Boden des Bootes aufs Gesicht und war nicht zu überreden, sich wieder zu erheben.

7. März Wir fragten Nu-Nu, was die Angehörigen seines Stammes denn eigentlich bewogen habe, unsere Kameraden umzubringen. Er schien sich jedoch dermaßen zu fürchten, daß er uns keine vernünftige Antwort geben konnte. Er blieb hartnäckig auf dem Grunde des Bootes liegen; da wir ihm aber ohne Unterlaß Fragen stellten, die sich auf ihre Mordtaten bezogen, antwortete er uns nur durch eine stumpfsinnige Bewegung: Er hob mit dem Zeigefinger die Oberlippe in die Höhe und zeigte uns die Zähne, die unter ihr verborgen lagen. Sie waren tiefschwarz. Wir hatten nie vorher die Zähne eines Eingeborenen von Tsalal gesehen.

8. März Heute schoß eines der weißen Tiere an uns vorüber, deren Anblick bei den Leuten von Tsalal eine so unerklärliche Aufregung hervorgerufen hatte. Die Temperatur des Wassers hatte sich unterdessen so gesteigert, daß es unmöglich war, die Hand hineinzuhalten. Peters sprach sehr wenig, und ich wußte nicht, was ich von seiner Apathie denken sollte. Nu-Nu atmete, sonst tat er nichts.

9. März In großen Mengen fiel nun beständig der feine, aschenartige Staub auf uns herab. Die Nebelwand im Süden hatte sich ungeheuer hoch erhoben und begann deutlichere Formen anzunehmen. Ich kann sie nur mit einem ungeheuren Katarakt vergleichen, der von einem weit entfernten, unbegrenzten Grat am Himmel schweigend in die See stürzte. Dieser Riesenvorhang dehnte sich über den ganzen südlichen Horizont hin. Kein Laut ging von ihm aus.

21. März Eine jähe Dunkelheit senkte sich auf uns – doch aus den milchigen Tiefen des Ozeans erhob sich ein leuchtendes Schimmern und glühte am Holzwerk des Bootes empor. Wir wurden unter dem weißen Aschenregen, der sich im Kahne ansammelte, im Wasser jedoch schmolz, fast begraben. Die Höhe der Nebelwand verlor sich in dem Zwielficht der Ferne. Dabei nahten wir uns ihr mit unheimlicher Schnelligkeit. Hin und wieder bemerkten wir, wie sich für Sekunden weite, gähnende Spalten öffneten und aus

diesen Spalten, in denen ein Chaos unbestimmter Bilder flackerte, kamen gewaltige, doch schweigende Luftströme, die den glühenden Ozean mit sich fortrissen.

22. März Die Finsternis hatte sich verdichtet und wurde nur durch den Widerschein der weißen Wand auf dem Wasser ein wenig behoben. Riesenhafte, geisterweiße Vögel kamen beständig aus dem weißen Duster hervor und schossen mit dem ewigen Schrei »Tekeli-li! Tekeli-li!« bei unserem Anblick wieder hinweg. Einmal bewegte sich Nu-Nu ein wenig auf dem Boden des Bootes, zuckte, und als wir ihn anrührten, fanden wir, daß er tot war. Und dann schossen wir in einen Spalt des Kataraktes ... schon öffnete sich ein Abgrund, um uns zu empfangen –
– doch da erhob sich auf unserer Bahn die lakenumhüllte Gestalt eines Mannes, der größer war als je ein Bewohner der Erde –
– und die Hautfarbe des Mannes hatte die makellose Weiße des Schnees.

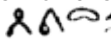
Nachbemerkungen

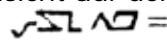
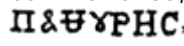
Das unter so traurigen Umständen erfolgte Ableben des Herrn Pym ist dem Publikum aus der Tagespresse schon bekannt. Man hegt die Befürchtung, daß die Schlußkapitel seiner Erzählung, die sich, während die übrigen im Druck waren, noch zur letzten Korrektur in seinem Besitze befanden, bei dem betäubenden Unfall, dem er selbst zum Opfer fiel, verlorengegangen seien. Sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so werden die Papiere, sobald man sie findet, der Öffentlichkeit übergeben werden.

Man hat kein Mittel unversucht gelassen, dem Werke soviel wie möglich zur Vollständigkeit zu verhelfen. Der in der Vorrede genannte Herr E. A. Poe, von dem man nach den dort gemachten Bemerkungen erwarten konnte, daß er fähig sei, das Fehlende zu ersetzen, hat die Arbeit abgelehnt – und zwar aus triftigen Gründen, wegen der Ungenauigkeit der ihm gelieferten Details sowohl, als auch, weil er an der Wahrheit des letzten Teiles der Erzählung zweifelte. Dirk Peters, von dem man vielleicht Nachrichten erhalten könnte, lebt noch und soll in Illinois wohnen, ist jedoch augenblicklich nicht zu finden. Doch wird er wohl mit Sicherheit ermittelt werden und uns dann ohne Zweifel wichtiges Material für den Schluß von Herrn Pym's Bericht liefern.

Der Verlust der zwei oder drei Endkapitel (mehr waren es nicht) ist um so mehr zu bedauern, als sie jedenfalls Aufschluß über den Pol selbst oder wenigstens über die Regionen in seiner nächsten Nähe geben sollten, und die Behauptungen des Autors in kurzer Zeit durch die von der Regierung nach der Südsee ausgesandte Expedition dann hätten bewiesen oder widerlegt werden können.

Einen Punkt der Erzählung können wir noch weiter erörtern, und es würde dem Schreiber dieses Anhangs eine große Genugtuung sein, wenn seine Bemerkungen an dieser Stelle ein Beweis mehr für die Wahrheit der seltsamen Erzählung werden würden. Wir denken an die auf der Insel Tsalal gefundenen Abgründe und die Abbildungen. Herr Pym hat die Schlünde, ohne weitere Erklärungen zu geben, einfach abgebildet und von den Kerben, die er am Ende des östlichen Abgrundes fand, behauptet, sie hätten eine wunderliche Ähnlichkeit mit alphabetischen Schriftzügen gehabt, seien es jedoch bestimmt nicht gewesen. Zur Bekräftigung dieser einfachen, bündigen Versicherung führt er den anscheinend erschöpfenden Beweis an, daß er in dem Staub am Boden Felsstücke gefunden, die den Einschnitten genau entsprachen. Wir müssen glauben, er rede in vollem Ernste, und kein vernünftiger Leser gibt sich weiter mit Vermutungen über die »scheinbare« Inschrift ab. Da jedoch die Tatsachen, die die Gesamtheit der Abbildungen betreffen, äußerst sonderbare sind (und dies ganz besonders, wenn wir sie in Verbindung mit den Behauptungen am Anfang der Erzählung bringen), scheint es doch geboten, noch ein paar Worte über sie zu sagen, zumal die fraglichen Tatsachen ohne Zweifel der Aufmerksamkeit Herrn E. A. Poes entgangen sind.

Die Abbildungen 1,2,3 und 5 bilden, wenn man sie in der Reihenfolge, wie sie der Abgrund bot, miteinander verbindet und dabei nur die kleinen Seitenzweige oder Bogen, die, wie man sich erinnern wird, nur Verbindungsgänge zwischen den Haupträumen darstellten und einen ganz anderen Charakter trugen, ausläßt, eine verbale Wurzel – nämlich  = »schattig sein«, aus der alle Flexionen von Schatten und Dunkelheit abgeleitet werden.

Die linke oder nördlichste Kerbe der Abb. 4 bestätigt höchstwahrscheinlicher Weise die Ansicht Peters', daß sie eine künstlich hergestellte Hieroglyphe sei und eine menschliche Gestalt vorstellen solle. Der Leser hat die Zeichnung vor sich und wird vielleicht die Ähnlichkeit bemerken. Der Rest der Einschnitte jedoch bestätigt Peters' Ansicht auf den ersten Blick. Die obere Zeile ist ohne Zweifel die arabische verbale Wurzel  = »weiß sein«, aus der alle Begriffe von Glanz und Weiße abgeleitet werden. Die Bedeutung der unteren Reihe läßt sich nicht so leicht erkennen. Die Schriftzüge sind zum Teil zerbrochen und nicht verbunden; trotzdem ist es zweifellos, daß sie in ihrem vollkommenen Zustande das ägyptische Wort  = die Region des Südens, bildeten.

Hierbei muß es jedem auffallen, daß diese Interpretation auch Peters' Ansicht über die »nördlichste« der Figuren bestätigt. Denn der ausgestreckte Arm weist nach Süden. Diese Schlüsse öffnen den tiefgehendsten Vermutungen ein weites Feld. Man sollte sie jedoch nur in Verbindung mit anderen, nur leicht gestreiften Vorkommnissen dieser Erzählung betrachten, obwohl die Kette, die dieselben miteinander verbindet, durchaus nicht vollständig sichtbar ist. »Tekeli-li!« lautete der Schrei der erschrockenen Eingeborenen von Tsalal, als sie den Kadaver des auf See gefangenen weißen Tieres erblickten. Den gleichen Ruf stieß schauernd der gefangene Tsalaler aus, als er die weißen Gegenstände im Besitze des Herrn Pym bemerkte. Ebenso krächzten die schnellen, riesigen weißen Vögel, die hinter der weißen Nebelwand im Süden hervorkamen. Auf Tsalal selbst und auf der ganzen Reise von dort nach Süden fand man nichts Weißes. Es ist nicht unmöglich, daß Tsalal, der Name der abgründreichen Insel, einer genauen philosophischen Forschung eine Verbindung mit den Abgründen selbst oder eine Beziehung zu den äthiopischen Schriftzügen, die so geheimnisvoll in ihre Schluchten gehauen sind, darböte.

»Ich habe es in die Hügel gegraben und meine Rache in den Staub des Felsens geschrieben.«

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei J.C.C.Bruns /Minden © [Thomas Eulenberg](#) 1999)